Robinson in den Hohen Tauern.

Dritter Band.

Robinson in den Hohen Tauern.

Ein Sittenbild aus dem Volksleben in den
Gletscherthälern Salzburgs

von

Heinrich Noé.

Dritter Band.

Jena,
Hermann Costenoble.
1875.

Erstes Capitel.

Nach Krimls.

Indessen mit der freien Luft kommen andere Gedanken. An die Brücke des Kanales gelehnt, überdachte er seine Lage hin und her, und unwillkürlich kam ihm auch immer wieder das Angebot des Wirthes in den Sinn.

Doch — wie wär's denn, wenn er diesen Gegenstand weiter verfolgte?

Er wußte, daß die Kroaten-Anna jung, schön und wohlhabend war. Wenn er im Sinn des Vaters nichts aus der Angelegenheit herausschlug, so konnte es vielleicht in dem des Sohnes geschehen.

Er konnte sich ja den Sohn ansehen, die Sache weiter überdenken und dann vielleicht von diesem dadurch etwas verdienen, daß er ihm versprach, bei der Kroaten-Anna den Fürsprecher für ihn zu machen. Nichts leichter, als mit der Bäuerin zusammenzukommen. Das gab sich auf

einem Kirchgange — ein Gespräch war bald angeknüpft, sie lud ihn auf ein Glas Kirschbranntwein und getrocknete Kirschen in ihr Haus, er erzählte von dem sauberen, jungen Wirth in Kriml, er redete ihr zu, wußte lauter Gutes und Schönes über ihn zu berichten — das war doch ein lustigerer Verdienst, als der, welchen der Wirth ihm zugemuthet. Die Rücksicht auf seine beschränkten Mittel ließ ihm nicht viel Zeit zur Wahl.

Es war das Gescheidteste, was er thun konnte, wenn er als zufällig nach Kriml gerathener Goldecker mit diesem in ein Gespräch gerieth und das Weitere abwartete. Schon der Zorn über den Wirth und die Freude, gerade das Gegentheil von dem zu thun, was dieser wollte, hätten diesen Rathschlag auf das Nachdrücklichste unterstützt.

Gedacht — gethan.

Ein guter Fußgänger geht in etwa sechs Stunden von Mittersill nach Kriml. Es war jetzt etwa vier Uhr Abends, um zehn Uhr konnte er in Kriml sein.

Zuerst ging er durch die ihm wohlbekannte links und rechts mit Heustadeln besetzte Gasse, die ihm oft als Nachtquartier oder wenigstens als Unterschlufsort gedient hatte, wenn er, einen Gemsbock auf der Schulter, aus dem Hollersbach herauskam und erst die Mitternacht abwarten wollte, ehe er an dem bekannten Hause klopfte.

Es war noch Alles so wie damals, da stand noch

das Bildstöckl, auf welchem die Heilige Mutter nach Lukas Kranach in Innsbruck abgemalt ist, vom Berg dufteten die aufgestapelten Schober des Grummet herüber, durch die bereits sich röthenden Dolden des Hollunderstrauches blickte das Weiß des Lienzinger und der Hollersbach brauste und schäumte, als wenn er sagen wollte: die Salzach ist nichts, bevor ich nicht zu ihr hineinkomme.

Noch immer klirrte es auf der Straße von den Eisenschlacken, die aus den Mühlbacher Werken dorthin aufgeschüttet wurden, und im hohen Ried der Salzachsümpfe standen die rothen Blumen und dunkelten die schwarzen Tümpel, in welchen sich die hohen weißen Giebel spiegelten.

Hie und da weidete ein Fohlen im feuchten Gras, in den Sumpflaken, die sich bis zur Straße herzogen, krümmten sich Blutegel und deren junge, grau ausschauende Brut.

Der Habachgletscher glänzte auf den Meierhof herüber, von welchem aus ihm der goldene Nimbus um die Köpfe heiliger Gestalten an der Felswand ruhig entgegenflimmerte.

Hier schaute der Scharler auf den Schauplatz eines seiner gefährlichsten Jagdabenteuer.

Dort oben zogen sich die kleinen und die großen blauen Schründe durch den Habachkees — in einen derselben war er bei Verfolgung eines Gemsbockes hineingestürzt und

hinter ihm nach das trügerische Schneedach, durch welches er hindurchgebrochen, und doch gelang es ihm, sich mit seinem Waidmesser aus Schneedruck und eisiger Kluft wieder heraus zu arbeiten.

„Hätt' ich nur den Gemsbock", dachte er sich, während er nach der schillernden Höhe schaute, „den ich damals habe zurücklassen müssen!"

Und er trabte hungrig weiter und die Vorstellung von jenem Gemsbock blieb ein Spiegelbild der Erinnerung gleich dem Abbild des blauen Keeses im Sumpftümpel jenseits des Zaunes selbst.

Ueberall die Zäune, aus vor und hinter einander kreuzweise schief eingesteckten Prügeln bestehend, neben der Straße und hinter den Zäunen die Salzach-Sümpfe, und jeder Tritt neben der Straße machte eine Höhlung in den Sumpfgrund. Nur ein Heustadel unterbricht hier und dort die langweilige Zeile der Zäune. Manchmal ein fließendes Wasser mit Algen, die wie langgezogene Haare dem Wallen der stillen Fluth auf dem Grunde folgen, braun, ganz unähnlich den kalten Gletscherwassern, die jäh aus den südlichen Thälern hervorbrechen.

Hier und dort begegnete ihn ein Bursch mit Nelke und rother Feder auf dem Hut — aber zu kennen schien ihn keiner mehr, auch er erinnerte sich an keines der

Gesichter. Die Jungen wachsen bald nach und die Aelteren verschwinden aus dem Land, sind hier und dort.

Auch wenn er die Leute, da es schon Abend war, auf den unten zur Seite geschlossenen Holzbänken vor den Häusern sitzen sah, kamen ihm nur sehr wenige Gesichter bekannt vor. In den Jahren, welche verflossen waren, seit er sich hier der Jagd hingegeben hatte, schien ein neues Geschlecht herangewachsen zu sein.

Nach einigen Stunden gelangte er zu den Trümmern des alten Schlosses Hieburg, hinter welchem ein Wasserfall in der Bergfalte herabkommt und von welchem aus sich ein schöner Blick auf den weißen Gipfel des Großen Venediger eröffnet.

Er überschritt den Trattenbach und sah die grüne Pyramide, welche die beiden vereisten Sulzbachthäler auseinander hält, den Mitterkopf.

Schon war die Abendsonne ziemlich tief gesunken und ihre letzten Strahlen warfen den Schatten des eiligen Wanderers riesengroß über die aus Findlingsteinen aufgebaute Straßenmauer hinweg auf den feuchten Grasboden.

Während er so dahinging, war er darauf bedacht, wie ihn wohl einer seiner alten Kameraden aufnehmen würde, der, soviel er wußte, noch immer in der nämlichen Schmiede arbeitete, wie in jenen Tagen des fröhlichen Herumtreibens. Der war der erste Pfadfinder im

Sulzbach gewesen, er kannte die Jagdgründe, die zu den Tauern sich hinanziehen, wie die Gründe über dem Filzenjoch und in der Windau, ja, bis hinüber ins Grundthal in der Kelchsau.

Es war schon Feierabend, als er dort ankam. Eine Katze saß draußen auf der Brüstung der Laube zwischen Blumen, die in kleine, mit Erde angefüllte Kistchen eingesetzt waren. Ein Tragkorb lehnte an der Mauer — sonst war nichts Lebendiges oder eine Spur von Menschen zu erspähen.

Er ging durch die roth blühenden Bohnen gegen die Thüre der Schmiede zu.

Daß dieselbe noch betrieben wurde, sah er an neuen Wagenrädern, die frisch beschlagen neben der Thüre lehnten — sonst überall kein anderes Zeichen des Treibens der Schmiede.

Offenbar hatten sich die Leute alle entfernt, sei es, um in benachbarten Häusern zu plaudern, oder sich in der Schenke gütlich zu thun.

Dem Wildschützen däuchte, ohne daß er sich dessen recht bewußt wurde, der Unterschied zwischen dem Zustande, in welchem er die Schmiede zum letzten Mal gesehen hatte, und demjenigen, in welchem er sie heute fand, wie ein Gleichniß.

Damals hatten die Hämmer geklappert, die Esse lo-

derte, durch den Kamin entwichen Garben von Funken. Jetzt schien von diesem Leben nichts mehr vorhanden, als der Wassersturz, der noch immer gleichmäßig von der Nordseite her neben der Mauer herabfiel. Die Schindeln unter den großen Steinblöcken auf dem Dach waren morsch und das Aeußere schien verwahrlost. Unter dem Vogelbeerbaum neben der Thüre lagen wirre Steinhaufen, von Brennnesseln und Gestrüpp überwachsen, Schindeln und schwarze Balken lagen umher.

Auch die Salzach draußen schien gleich der Zeit ihre üble Laune seither daran ausgelassen zu haben.

Sie hatte von ihren Erlenufern her eine Menge von grauen Schlammbänken auf die benachbarten Gründe bis zur Schmiede her angesetzt. Zwischen diesen Schlammbänken liefen die Wasser hindurch, so daß sie Inseln zwischen seichtem Geriesel bildeten. Sie waren durch Brettchen mit einander verbunden, welche die Brücken waren, auf welchen die Einwohner der Schmiede ihre Geisen in die Weide zwischen den Erlenauen führen konnten.

Das Ganze machte einen so verlassenen und traurigen Eindruck, daß es dem Wildschützen nicht einfiel, sich weiter nach den Insassen zu erkundigen. Es war Abend und er hatte genug. Außerdem konnte er ja immer

noch auf dem Rückwege nach dem alten Schmied Andreas fragen.

Wäre es Tag gewesen und hätte Sonnenschein über dem Thal gelegen, so hätte er nun, seinen Weg fortsetzend, bald die wallenden Staubwolken gesehen, die sich im Süden oberhalb des Dorfes Kriml von den weltberühmten Wasserfällen loslösen. Diese sah er nicht, desto deutlicher vernahm er durch die Stille das Rauschen des Wassers, das sich seiner Befreiung aus dem Eisgefängniß freute.

Er kam ziemlich spät in Kriml an. Heute war an keine Unterredung mit dem Wirthe mehr zu denken. Derselbe spielte auf seiner Stube eine Art Hackbrett — wehmüthige Lieder, schlecht gespielt, die wie ein wunderliches Gewinsel in die Nacht hinausklangen.

Zweites Capitel.

Die Geschichte der Kroaten=Anna.

Am nächsten Tage war das Gespräch dafür desto lebhafter.

Was der alte Wirth zu Mittersill vorausgesehen, das traf ein. Kaum hatte der junge Mann gehört, daß ein Mensch aus Goldeck hier über Nacht geblieben sei, der angeblich über den Tauern wollte, so war er mit einer Weinflasche neben ihm. Er wollte hören und nichts als hören. Der Scharler Seppl war Manns genug, um diesem Verlangen zu genügen, und erzählte die Geschichte der Eltern der Kroaten=Anna, auf's ungefähr, zum Theil so, wie er sie wußte, und wo sich in seiner Kenntniß Lücken befanden, da half er durch die eigene Einbildungskraft nach.

Was er dem Liebenden von Kriml berichtete, ging ungefähr auf Folgendes hinaus:

Der Vater war als Soldat von irgend einem kroatischen Grenzregiment in Pongau zurückgeblieben und arbeitete sich durch Fleiß und Sparsamkeit zu einer kleinen Wirthschaft hinauf. Als er es vermochte, das heißt, als er nicht mehr allzu ängstlich an die Ernährung einer Familie denken konnte, nahm er sich ein braves Weib aus dem Großarlerthal und trieb sein Geschäft irgendwo in der Nähe von St. Johann.

Da ereignete es sich nach mehreren Jahren, daß mitten in der Nacht Feuer in der Wirthschaft entstand und die Gatten mit den Kindern auf das freie Feld flüchten mußten, ohne daß sie etwas Anderes mitnehmen konnten, als was sie auf dem Leibe trugen. Sie waren auf's Aeußerste verwirrt und erst nach einer Weile fällt es der Frau auf, daß ein Kind im Hause zurückgeblieben war.

Sie stürzte hinein und entriß das Kind dem Feuer, während auf allen Seiten neben ihr die brennenden Balken herabstürzten. Als die Frau, selbst verwundet, draußen wieder ankam, stürzte ihr Mann, der als Slave und Südländer wohl lebhafter gewesen sein mochte, als ein Pongauer, vor ihr auf die Kniee und schwor ihr, daß er ihr diese That der Aufopferung niemals vergessen würde.

So lebten die Leute im schönsten Frieden eine Reihe von Jahren lang. Es wurde ihnen abermals ein Kind geboren, eben die Anna, das wohlgebildetste und schönste

von allen. Es hatte noch größere und glänzendere Augen als die übrigen. Daß sie so groß und lebhaft waren, mochte auch daran Schuld sein, daß, als das Kind in großer Sommerhitze offen in die Kirche zur Taufe gebracht wurde, dieselben eine schwere Entzündung davon trugen.

Eine Zeit lang glaubte man, das Kind würde blind werden. Auf dem Lande war auch kein Arzt, der die Sache recht verstand. Wer weiß, was mit dem Mädchen geschehen wäre — vielleicht wäre es in ewige Nacht gerathen, wenn nicht einmal zufällig ein gelehrter Arzt, der sich zu Gastein aufhielt, auf seiner Reise in dem Hause zugesprochen hätte.

Dieser sagte, man solle das Kind nach Wien hinab in eine Augenheilanstalt schicken, dort könne es gerettet werden. Wo nicht, so sei die Gefahr vorhanden, daß die beiden Augen erblindeten.

Als die Eltern das hörten, griffen sie zu ihrem Nothpfennig, den sie sich allmählich abgespart hatten, einigen hundert Gulden, und die Mutter reiste mit der kleinen Anna nach Wien. Das Kind wurde in die Anstalt aufgenommen, die Mutter wollte es aber nicht verlassen und faßte den Entschluß, so lange in der Stadt zu bleiben, bis das Kind völlig geheilt wäre, abholen hätte sie es ja ohnehin wieder müssen.

So blieb sie also unten und ließ, da sie des Schreibens unkundig war, durch einen Menschen, den sie bezahlte, nach St. Johann schreiben. Mag aber die Sache einen Zusammenhang haben, wie immer, mag der Mensch nicht geschrieben und das Geld eingesteckt haben, oder mag von ihm die Adresse mangelhaft angegeben worden sein, denn es giebt wohl viele Ortschaften, die St. Johann heißen — genug, niemals erhielt ihr Mann einen Brief.

Dieser wurde darüber ängstlich und verdrießlich, zuletzt gar in seiner Einsamkeit niedergeschlagen und argwöhnisch. Dieses benutzten einige vorwitzige Bursche, welche sich einen Spaß daraus machten, den Mann zu sticheln.

Da bekam er allerlei Reden zu hören, wie: „O, da ist gar keine Red' mehr davon, daß die Wirthin wieder heimkommt, die bleibt drunten in der Kaiserstadt!" Oder: „Ja, ja, wenn eine saubere Frau nach Wien kommt, da findet sie leicht was Anderes, als da bei uns Bauernwirthin sein." Oder: „Die Offiziere und die jungen Herren, die haben ihr halt doch besser gefallen, als die Mannsbilder da herin." Oder: „Die sitzt jetzt in Sammt und Seide im Theater und lacht uns alle miteinander aus."

Auf solche Reden antwortete der Mann gar nichts mehr, sondern ging schweigend scheu und stumpfsinnig im Hause hin und her.

Da aber Alles auf der Welt ein Ende nimmt, so auch der Wiener Aufenthalt der Frau. Die Anna wurde ganz und gar wieder hergestellt — heute giebt es in Pongau kein Mädchen mit solchen Augen.

Wie die Frau daheim die Thüre aufmacht und in die Stube hinein gehen will, starrt sie der Mann an, stößt einen furchtbaren Schrei aus und rennt hinaus aufs Feld und versteckt sich irgendwo unter einem Heuhaufen.

Die Frau läuft ihm entsetzt nach und findet ihn. Draußen fällt er vor ihr auf die Kniee und ruft fortwährend unter wahnsinnigem Lachen: „Bist du meine Frau noch?" Dann aber war seine Kraft erschöpft, er blieb fortan fast stumm und starb bald darauf im Zustande vollkommenen Blödsinns.

Die Frau aber wirthschaftete so, daß sie nach Jahren eins der besten Güter in Goldeck kaufen konnte. Sie ist gestorben und die Kinder sind alle gestorben, bis auf die Anna. Die hat den Hof bekommen und selber sich schon wieder was erhaust darauf. An Wirthschaftlichkeit und Schönheit ist sie ein Muster.

So erzählte der Scharler Seppl dem Wirth die Geschichte von der Kroaten-Anna. Dieser hatte sie mit feuchtem Auge angehört.

Drittes Capitel.

Ein Vertrag.

„Das ist also die Geschichte von der Kroaten-Anna?" sagte der Waldner, (so hieß der Wirth) nachdem er lange Zeit geschwiegen und gerade in den Tisch hinein geschaut hatte.

„Wie ich sag'", bekräftigte der Scharler durch einen Schluck.

„Das wär' halt ein Mädel für mich", fuhr der Waldner mit einem Seufzer fort.

„Ja, warum machst dich denn nit dahinter, Waldner? Du bist auch jung und sauber und hast soweit kein übles Anwesen. Wenn du so ein Häuter wärst wie ich, dann könntest meinetwegen seufzen."

„Wär' Alles recht, aber die Anna — so viel sehe ich schon — ist keine solche, daß es nichts braucht, als hingehen und sagen, ich möcht' dich heirathen. Doch, was

die Hauptsach' ist, sag' mir einmal, weiß man von einem Liebhaber?"

„Nichts, rein gar nichts — es ist kein Mädel in Goldeck, die vierundzwanzig Jahr' alt geworden ist und der man nachreden kann, daß sie Keinen hat. Nicht einmal beim Jungfernbund — ja, das sind gerade die allerschärfsten."

„Vielleicht treibt sie's so insgeheim, daß man's nicht merkt?"

„O je," rief der Scharler, „davon müßt' man doch etwas wissen. Da bleibt nichts verborgen."

„Ich gäbet' weiß Gott was darum, wenn ich das genau wüßte und wenn mir Eins den Gefallen thäte, die Anna auszuforschen, damit ich erfahr', ob ich Aussichten habe, wenn ich um sie anhalt'."

Der Scharler schwieg eine Weile, als ob er nachsänne.

„So gar schwer wär's vielleicht nicht", nahm er sodann das Wort. „Ich habe eine Base in Goldeck. Wenn ich mich hinter die steckte, daß sie öfter zur Anna hinging! Freilich nit wegen dem Ausforschen, sondern wegen was viel Gescheiterem — daß sie darauf hin arbeitet — auf was, das brauch ich euch nit zu sagen."

„Was bedeutet mich das?" sagte der Waldner. „Da darf vor mir geredet sein, wie's will, zuletzt müßt' doch ich daran — und ich glaub' nit, daß ich mir meinen

Lebtag was zu sagen getrau — wenn sie Einen so anschaut mit ihren schwarzen Augen."

„Ihr habt doch gerade gesagt, daß Ihr um sie anhalten wollt", wandte der Scharler ein.

„Ja das will ich — das wollt ich — aber ich seh's selber ein, es kommt nit so weit. Wär' auch gar nit möglich, daß mich die Anna nehmet'. Ich meinet', da wär' ich bei lebendigem Leib im Himmel!"

Der Scharler Seppl sah ein, daß hier das Feuer hoch genug aufschlug, um ohne Gefahr etwas hinein gießen zu können. Das machte unter allen Umständen sein Gebahren weniger verdächtig.

„Aber, Waldner, ich seh's wirklich nit ein, warum sich ein Bursch wie ihr solche Mucken in den Kopf setzt. Warum denn wegen einem solchen Weibsbild ganz auseinander kommen — es giebt ja so viele und ist's die nit, so ist's eine Andere — das wär einmal meine Idee. Die Weibsbilder machen's ja auch nit anders, kaum daß ihnen Einer untreu wird, hängen sie sich an einen Andern. Das ist schon einmal so auf der Welt, Waldner!"

„So kann ich nit sein," entgegnete dieser ruhig.

„Also, was ich sagen wollt, meine Bas', die könnt' sich vielleicht den Kuppelpelz verdienen. Sie ist Magd beim Herrn Pfleger und es könnt', mein' ich, nit schwer

sein, daß sie sich bei der Anna zubirschte. Ich brauchet' ihr nur was zu versprechen."

„Und was denn?"

„Nu, ein Kleidel, ein Tüchel, wenn's hochkommt, einen silbernen Ring. Es braucht keine Ohrenringe oder Halskette."

„Wer brächt' mir aber die Post herauf, wie's aussieht und wie's steht?"

„Ich will euch was sagen, Waldner. Ich bin ein Schütz — ich weiß schon, daß ihr mich nit verrathet — heute da, morgen wo anders. Ich hab' schon im Sulzbach geschossen und auch schon im Blühnbach, die meinetwegen ein schönes Trumm auseinander sind. Wenn euch Einer die Geschicht' einfädeln und den Faden drehn kann, so bin ich's. Also ich übernehm' die Geschicht' oder ich übernehm's nicht — versteht ihr mich?"

„Ich glaub' alleweil, ich trau' mich nit recht, wenn's auf die Hauptsach' ankommt."

„Das wollen wir sehen", erwiderte der Scharler Seppl. „Einmal drinnen im Feuer und es geht schon weiter. Ich sag', eh' Allerheiligen in's Land geht, könnt ihr ein Paar sein. Ich, wenn ich sauber und jung wäre und das Geld hätte wie ihr, ich wäre keinen Augenblick verzagt. Wer ist denn eigentlich in Goldeck, der euch um so und so viel voraus ist? Ich glaube, wenn ein Solcher

da wäre, die Anna hätt' ihn schon genommen. Und daß sie jetzt, wo sie schon ihre vierundzwanzig oder fünfundzwanzig Jahre hat, noch ledig ist, das beweist gerade, daß sie in der Nähe nicht gefunden hat, was sie will."

Diese Betrachtungen, deren Wahrheit sich nicht verkennen ließ, blieben nicht ohne alle Einwirkung auf den Waldner, auch hatte der Scharler Seppl nicht ohne Geschick die Berufung an dessen Eigenliebe angebracht.

„Magd ist deine Baſ' beim Pfleger?" sagte der Waldner nach einer Weile, während welcher er den Wildschützen betrachtet hatte, als ob er auf dem Grunde seiner Seele lesen wollte. „Wie willst du's denn machen, daß die mit der Anna zusammen kommt und daß sie das Gespräch über mich anfangen.

„Nichts leichter als das", erwiderte der Scharler Seppl. „Ihr müßt wissen, daß es kein Mädel dort droben weit und breit giebt, die sich so wunderlich ankleidet und so vielerlei Sachen zum Anziehen hat, als die Kroaten-Anna. Um die Tracht, wie sie andere Leute haben, kümmert sich die gar nie. Bald hat sie ein rothes, bald ein grünes, bald ein buntscheckiges Kleid an. Tücher und Halsketten kauft sie alle Augenblick andere ein, vertauscht sie bei den Hausirern —"

„Das hör' ich aber nit gern", unterbrach hier der Waldner den Lobredner.

„O wegen dem!" rief der Scharler Seppl. „Jetzt ist sie halt noch ein Mädel und putzt sich gern und hat nach Niemanden was zu fragen."

„Nu, meinetwegen," sagte der Waldner, „aber wie gehört denn das zu deiner Base?"

„Ich denk' mir's halt so," erwiderte dieser. „Wir zahlen der Magd zwei oder drei Tücheln, mit denen geht sie nach und nach zur Anna hin, thut, als ob sie ihr zum Kaufe angetragen wären, und fragt sie um ihren Rath. Das schmeichelt der Anna, dann kommen sie miteinander in's Gespräch, und was sie da mit einander für Sachen verhandeln, das können wir getrost den Weibsbildern überlassen. Die kommen auf das, worüber sie reden wollen, unsereins weiß gar nicht wie."

„Magst schon recht haben," erwiderte der Waldner. „Wir werden nachher noch darüber reden. Aber jetzt sag' mir einmal, was treibt denn die Anna den ganzen Tag, wo sieht man sie, wohin geht sie, was redet man von ihr im Markt?"

Wenn der Scharler Seppl die Wahrheit hätte reden wollen, so hätte er eingestehen müssen, daß er mit jeder einzelnen dieser Fragen schon überfragt sei. Für ihn aber handelte es sich um etwas Anderes, als ein getreues Gemälde der Gepflogenheiten des schönen Mädchens zu geben. Er malte sich ein Phantasiestück zusammen nach dem

Wenigen, was er gelegentlich im Wirthshause über das Gebahren der jungen Bäuerin ohne absonderliche Theilnahme erhascht hatte.

Man muß wissen, daß die Leute mit einer gewissen Scheu und zugleich mit Uebertreibung von der Kroaten-Anna sprachen.

Ihre Lust an bunter Kleidung, die vom väterlichen Blut in ihr steckte, ihr einsames Singen — man hörte sie oft Nachts unter den Obstbäumen ihres Gartens — eine Gepflogenheit, die auch ein Erbtheil ihrer südlichen Abkunft war, der wenige Umgang, welchen sie pflog, ihre Nichtbetheiligung an dem Klatsch, welcher durch die Häuser lief, die feurigen und doch zugleich scheuen Blicke, die sie schweigend um sich warf — Alles das im Zusammenhalt mit ihrer seltsamen Familiengeschichte und ihren eigenen Schicksalen von ihrer Errettung aus dem Feuer an bis auf den heutigen Tag machten sie zu einer Persönlichkeit sonder Gleichen weit und breit.

Etwas Anderes als solche Allgemeinheiten hatte der Wildschütze auch niemals gehört, ja er hatte das Mädchen selbst vielleicht nur zwei oder dreimal gesehen.

Nichtsdestoweniger gerieth er in gar keine Verlegenheit, dem Waldner ausführlich ihre Häuslichkeit — dieses besonders, um seinen Schnitzer mit den bunten Kleidern und dem Geschmeide wieder gut zu machen — ihre Sitt-

samkeit, ihre Zurückgezogenheit und ihr fleißiges Kirchengehen zu schildern.

Mochte an dem Vorhergehenden das Meiste wahr sein, so stand es dafür mit dem Kirchengehen um so schlechter.

Es war, als ob in dieser Beziehung eine Art von Zigeunerwesen in dem Mädchen steckte. Es war vielleicht die einzige weibliche Person im ganzen Bezirke, welche nur einmal im Jahr, um die Osterzeit herum, beichtete.

Gegen irgend jemand Anderen hätten sich die Männer in dieser Beziehung weniger nachsichtig gezeigt. Die Weiber hatten um so weniger Veranlassung zu dieser Nachsicht, als die Anna ohne allen Zweifel die Schönste weit und breit war. Es waren also über dieselbe zwei Legenden im Umlaufe: eine männliche und eine weibliche, und es braucht keine von den beiden gekennzeichnet zu werden.

Der Scharler Seppl und der Waldner redeten noch eine geraume Weile in der Weise fort. Der Eine fragte, der Andere erzählte durch dick und dünn. Dabei gab er sich mit dem Vermeiden von Widersprüchen keine Mühe, sie war auch nicht nothwendig, denn der Verliebte merkte sie nicht. Es fiel ihm nicht auf, daß es bald hieß, eine bessere Wirthin als die Anna könne es gar nicht geben, und bald wieder, sie sei so herzensgut, daß sie den letzten Fetzen vom Leibe wegschenke. Bald erschien sie als die

Sittsamkeit selbst, bald hieß es, sie treibe mit den Burschen, die alle mit einander toll wären, ihren Spott.

„Nu, Scharler," sagte endlich der Wirth, „jetzt weiß ich doch einmal, wie die Kroaten-Anna aus schaut! Herrgott, muß das ein Mädel sein!"

Nunmehr war die Reihe des Erstaunens am Wildschützen.

„Ja, ihr werdet sie doch kennen, wenn ihr so begierig darauf seid, sie zu heirathen?"

„Kennen — thu' ich sie eigentlich nicht recht. Es hat mir halt mein Vater so viel vorgeschwätzt von ihr, daß sie so reich und so schön ist, und daß er mir keine bessere Hochzeiterin wüßte."

„Habt ihr sie also nie gesehen?"

„Einmal schon", entgegnete der Waldner. „Mein Vater hat mir keine Ruhe gelassen und ist an einem Sonntag von Lend aus mit mir hinauf. Da hab' ich sie denn so gesehen in ihrem Feiertagsgewand, weiß und roth, mit ihrem schwarzen Haar und dem silbernen Pfeil darin. Aber die Augen hab' ich nicht recht sehen können, weil wir sie nur von der Seite zum Anschauen gekriegt haben. Sie ist damals schnell in ihr Haus hinein und verschwunden."

„Und daher also die große Liebe?" sagte der Scharler Seppl lächelnd.

„Nu, da schau dich um", erwiderte der Waldner. „Brauch ich etwa für dieses Anwesen keine Frau? Und wenn ich eine brauch, so muß sie Geld haben, und sauber muß sie sein, und keinen Anhang muß sie haben aus früherer Zeit. Das Alles trifft bei der Kroaten-Anna zusammen."

In dieser Weise plauderten die Beiden noch eine geraume Weile fort.

Das Ende war, wie der Scharler Seppl vorausgesehen hatte. Der Waldner ging an seinen Kasten und holte ein paar Dutzend Zwanziger heraus, die er dem Wildschützen auf den Tisch zählte.

„Noch einmal so viel Kronenthaler," fügte er hinzu, „wenn die Sache fertig wird".

Der Scharler Seppl trank noch den ganzen Tag fort und zahlte nichts.

Als er allein dasaß, wunderte er sich über die Lügenhaftigkeit des Waldner, der ihm unter Anderem gesagt hatte, der eigene Vater wolle die Heirath mit der Anna.

Nach seinen Erfahrungen zu Mittersill, von welchen zu sprechen er sich hütete, mußte ja das Gegentheil der Fall sein.

Welches war wohl der Grund dieses Vorgebens?

Je mehr er darüber nachdachte, desto mehr kam er

zu der Ueberzeugung, daß dasselbe nur eine der gewöhnlichen Hinterlisten der Bauern sei, welche keinen anderen Zweck haben, als die Wahrheit zu verschleiern, und zugleich ein Mittel bieten, sich selbst für gescheidter zu halten, als den Anderen, der es gläubig anhört.

Neben dieser scheinbaren Schlauheit lachte er über die wirkliche Dummheit, die den Waldner in seiner Habsucht antrieb, einem geträumten Gewinn zu lieb den nächsten besten Hergelaufenen zu beschenken.

Mochte dem sein, wie immer — mochte dem Waldner sein Vater die Kroaten-Anna verrathen haben oder ein Anderer, mochte er sie von vorn oder von hinten gesehen haben, so viel stand fest, daß er mehr in der Tasche hatte, als ihm der alte Knappe in der Rauris für die Jagdausbeute einer Woche gegeben hätte.

Wodurch hatte er das verdient? Durch Narrethei und Leidenschaft der Menschen.

In der Nacht begannen die nämlichen Gespräche noch einmal. Es war kein Ende.

Als der Scharler Seppl am nächsten Morgen seinen Rückzug — wie er beabsichtigte, diesmal nach Goldeck — antrat, sagte er vor sich selbst hin:

„Wenn der Mensch zum Heirathen kommt, ist er zu nichts mehr nutz, er hört nichts mehr und sieht nichts

mehr. Der Auerhahn zur Falzzeit, der Hirsch oder der Gemsbock in der Brunst, der vor dem Gewehr stehen bleibt, die Forelle im November, wo du sie mit der Hand aus dem Wasser ziehst, der Mensch, der das Heirathen im Kopf hat — es ist alleweil die nämliche Geschicht'."

Viertes Capitel.

Anton geht nach Kärnten.

Während der Scharler Seppl sich aufmacht, seine Zwanziger abzuverdienen, lastet auf Anton eine andere Nothwendigkeit. Daran, daß er in seiner Höhle bleiben könnte, durfte er nicht mehr denken. Nachdem einmal die Gendarmen sich seiner bemächtigt gehabt hatten, nachdem man wußte, daß der Waldbrand ihn aus einer Zufluchtsstätte, die sich dort oben befinden mußte, ausgeräuchert hatte, mußte er erwarten, daß man ihn zu jeder Frist dort ausspähen und schließlich auch finden werde. In dieser Noth stahl er sich in die Hütte zum Windberg-Hans, in der Hoffnung, dort den Hauser anzutreffen.

Der aber mochte auch seine Gründe haben, sich vorläufig nicht sehen zu lassen, und so war es der Hans selbst, der ihm Auskunft gab.

Dieser rieth ihm, vorläufig die Gegend ganz zu ver-

lassen und zu den Knappen und Gewerken hinüber nach Döllach in Kärnten zu gehen. Dort könne er ungestört arbeiten, was doch immer besser sei, als sich hier zu verstecken. Die Botschaft an seinen Vater, daß er dort hinübergegangen sei, wolle er zuverlässig besorgen lassen.

Der Windberg-Hans konnte das versprechen, denn er hatte Mittel und Wege genug, um Kundschaft und Botschaft einzuholen und zu besorgen.

Mit diesem Troste ging Anton ab, nachdem ihm der Hans nochmals empfohlen hatte, durch die Gastein, sodann nach Bucheben und über den Goldberg zu gehen.

Der Anton war nicht sicher genug, daß ihm der Windberg-Hans die Botschaft an seine Eltern bestellen würde, und ohne die Gewißheit, daß es geschehe, wollte er nicht über den Tauern gehen. Es fiel ihm bei, daß der Bäcker unten in der Gasteiner Klamm zwischen dem eigentlichen Engpaß und dem Lender Wasserfall, hart an der Ache, ein alter Bekannter seines Vaters sei und diesem jedes Jahr das im Haushalte überflüssige Getreide abkaufe. Er stieg deshalb beim Krallacher Bauern zur Ache hinab.

Der Bäcker nahm ihn freundlich auf, lobte ihn, daß er den Entschluß faßte, nach Kärnten hinüber zu gehen, und gab ihm an Geld sowohl wie an Speise eine ansehnliche Unterstützung mit.

Ehe Anton in die Gastein hineinschritt und damit

dem Salzachthale und dem Anblick der Berge seiner Heimath Lebewohl sagte, setzte er sich noch einmal neben dem Wege nieder und prägte sich ein, was er unmittelbar vor Augen sah.

Alle Gegenstände hatten da ihre Bedeutung. Die Lärchen und Erlen am Berghang, die blauen Zwetschgen um das Haus, die Brennnesseln an dem aus Stangen zusammengelegten Hag, die schlanken Eschen neben den braunen Heustadeln, aus deren Gebälk Halme schauten — das Triftholz der Ache, von dem ein Theil gerade aus und ohne Aufenthalt dem Sturze zuschwamm, ein anderer in eine Höhlung des Felsens getrieben wurde, wo die Ache eine tiefe, wirbelnde Gumpe bildete, auf deren auf- und abschwappelndem Wasser sich die Scheiter hoben und senkten, dann der finstere Felsenspalt der Klamm und über ihr die seltsame Höhlung der „enterischen Kirche", in welcher die berühmten goldenen Götzenbilder stehen — alles das sollte er zum letzten Mal sehen.

Nach einiger Rast stand er entschlossen auf und ging weiter.

Es ist unnütz, von seinem weiteren Marsche zu erzählen und zu berichten, wie er in die Gegend des Kolben kam, stets Dörfer und Ansiedlungen vermeidend und von den Nahrungsmitteln zehrend, welche ihn der mitleidige Bäcker mitgegeben hatte.

Nicht einmal auf dem Goldberghause wagte er einzukehren — aus Furcht, es möchten die „Cordonsoldaten", — so nannte man damals die Grenzwache — ihn bemerken und ihm nachjagen.

Er stieg also, nach der Anweisung, die ihm der Windberg-Hans gegeben hatte, den Gletscher auf der Seite gegen das Schareck hin an.

Drüben, in der Richtung gegen den Hohenaar hin, starrte das Eis in grauen Klüften und an den Klüften hing die weiße Spitzenarbeit, in welche allmählich die einst darüber hin gewölbten Schneewehen verwandelt waren — ein Gemisch von grauen Wänden und von weißen, an deren Rändern hin das seltsame Filigran angebracht war.

Dort, wo Anton anstieg, zogen sich einige mürbe, röthlich anzusehende Schutthalden zwischen den Eisfeldern herab. Nachdem er den unteren, flach gegen den Hügel, auf welchem das Goldberghaus steht, hin anlaufenden Glettscher überschritten hatte, kletterte er jene steilen Schuttansammlungen hinauf, aus denen hie und da ein größerer Stein hervorragte, welcher dem Fuße oder der Hand mehr Halt bot, als die lockere, fast zu grobem Mehl von einer früheren Ausdehnung des Gletschers zerriebene Halde.

Es war das erste Mal, daß Anton einen derartigen Weg zurücklegte. Aber er fürchtete sich nicht — Dank

seiner körperlichen Gewandtheit und Dank der Freude, die ihn beseelte, daß ihn seine Angehörigen nunmehr frei wissen mußten und er selbst der Arbeit entgegen ging. Es war, als ob ihm der letzte Anblick seines Vaters die Augen geöffnet hätte — seines Bleibens war nicht da, wo er bis jetzt gewesen war. Das Heimweh hatte ihn auf das Haaseck gebannt — eine bessere Art von Heimweh, der Wunsch seinen Aeltern solche Schaustücke zu ersparen, war nunmehr — wenn gleich aus der äußerlichen Veranlassung seiner Verfolgung — über ihn gekommen. Der Brand, die Mißhandlungen, die Hetzjagd, der Anblick des Vaters und zuletzt der Rathschlag des Sennen: Alles das zusammen hatte in wenigen Stunden einen anderen Menschen aus ihm gemacht.

Wenn er, statt hier, auf der sicheren Seite des Schareck, drüben hätte gehen müssen, in der grausen Eiswildniß, die einer starr gewordenen Meeresbrandung glich, über welcher das feine weiße Spitzenwerk den zurückgeschleuderten Schaum vorstellte, er hätte nicht mehr Angst gehabt. Diese Sicherheit gab ihm die Zuversicht, nunmehr einem neuen Leben entgegen zu gehen. Wie er, rückwärts gewendet, das Salzachthal und über ihm das Steinerne Meer und über diesem die Schönfeldspitze und das weiße Feld der Uebergoßenen Alm und näher heran die Dörfer

Bucheben und Wörth in dunstige Schleier versinken sah, so schien es mit seinem ganzen bisherigen Leben zu sein.

Anton achtete nicht des Graupelsturms, der sich über ihm entlud, nicht des eisigen Windes, der von den „windischen Köpfen" herabkam. Nach etwa einer Stunde erreichte er die Tauernhöhe.

Es ist eine schauerliche Einöde. Rechts hatte er einen Schiefertrümmerhaufen, auf welchem kein Moos, kein Grashalm wächst, eine verwitterte Klippe, an welcher sich der starre Eisstrom in zwei Hälften bricht. Auf dem Boden sah er nichts als das knirschende Eis, hie und da an solchen Stellen, wo die oberste harte Schneekruste von der Tageswärme weggeleckt war, von einer schwärzlichen Linie durchzogen.

Jenseits blickte er auf den gewundenen Wurtengletscher, der sich in's Kärntner Thal Fragant hinabzieht, und auf den Zirknitzgletscher, über welchen ihn sein Weg nach Döllach führte. Jetzt konnte er sich als gerettet betrachten. Hier war die bairische Grenze — jenseits derselben hatten seine Verfolger keine Macht mehr.

Doch — halt — kamen da nicht zwei Gestalten ihm gerade entgegen? Die Blendung des Eises ließ dieselben völlig schwarz erscheinen. Sie schritten gerade auf ihn zu und es war ihm, als ob sie ihn anriefen.

Sollte ihn in dieser Einöde sein Schicksal erreichen?

Verbergen konnte er sich da nirgends. Zurückgehen wollte er nur im äußersten Nothfall, denn er hätte sich dadurch wieder auf den Boden begeben, dem er nunmehr ja mit so vieler Anstrengung entronnen war.

Es blieb ihm nichts Anderes übrig, als gegen den Wurtengletscher hin abzusteigen — allerdings ein Umweg, weil er dadurch genöthigt war, wieder über Eis und Schnee empor zu klettern, um seinen Weg nach der Zirknitz fortzusetzen.

Dabei hatte er aber den Vortheil, daß, wenn die Leute Häscher waren, er sich nunmehr auf unzweifelhaft kärntnerischem, d. h. österreichischem Gebiet befand und daß sie es nicht wohl wagen durften, ihn von dort mit sich über die Tauernhöhe zurückzuschleppen.

Im Uebrigen war er für diesen Fall auch zum Widerstande entschlossen. Sie hätten ihn nicht so leicht über das Eis mit sich fortgebracht.

Als sie näher kamen, bemerkte er, daß noch eine dritte Gestalt sich hinter ihnen her fortbewege. Anfänglich schien sie ihm ein Knabe, als er aber schärfer zu unterscheiden im Stande war, entpuppte sie sich als ein Ziegenbock.

Nunmehr war es klar, daß er Niemanden vor sich hatte, vor dem er Furcht zu hegen brauchte.

Er beschloß deshalb, auf die Männer zu warten, und trank mittlerweile, weil ihn von der Anstrengung her der

Durst plagte, von dem kalten Wasser, das in verschiedenen winzigen Spalten des Gletschers rieselte.

Dabei lehnte er sich an einen großen Stein, der auf dem Eise lag und ein wenig mit Moos bewachsen war. Oben gingen die zwei dunkeln Männer und vor ihm zogen seltsam gestaltete Wolken, die den Himmel ziemlich verdunkelten, über die Tiefe des stahlblauen Fraganter Thales. Diesen dunkeln Wolken oben entsprach vor ihm auf der Erde ein dunkelfarbiges starres Gewoge im Eis.

Näher und näher kamen die Leute und schon hörte er das Plätschern, was ihre Füße in der fast zu Wasser aufgelösten, dickflüssigen Schneedecke des Gletschers hervorbrachten.

„Nu, Landsmann, wo aus?" rief ihm Einer zu.

„Wo geht denn ihr hin?" antwortete er.

„Wir sind von Döllach und treiben einen Bock zu den Knappen im Goldberghaus, wo er geschlachtet wird.

„Und da braucht's zwei?" entgegnete Anton, der sich zu einer gewissen Heiterkeit anstrengte.

„Auf dem Kees weiß man nie, was passirt", sagte der Andere. „Es ist immer besser zwei als Einer. Kennst denn du dich aus und weißt du den Weg? Wohin willst du?"

„Ich gehe nach Döllach."

„So, aber da bist ja auf dem Fraganter Weg. Da kämst du in die ärgsten Eisbrüche und Klüfte hinein".

„Ich weiß wohl," entgegnete Anton, „daß ich wieder da herauf steigen muß, wenn ich in die Zirknitz will."

Die beiden Männer betrachteten ihn verwundert. Anton aber, der, seit er sicheres Gebiet erreicht hatte, nicht mehr in die Nothwendigkeit von Heimlichkeit oder Lügen versetzt war, hatte nunmehr ein wahres Vergnügen, in aller Aufrichtigkeit von sich zu reden:

„Ich will Euch sagen, für was ich euch gehalten habe: für zwei Kordonsoldaten."

„So, du fürchtest dich vor den Kordonsoldaten, du bist gewiß ein Deserteur", antwortete der Eine, indem er den Ziegenbock, welcher neugierig zu Anton hinunterspringen wollte, gewaltsam an den Hörnern zurückhielt.

„Das bin ich — jetzt will ich nach Döllach gehen und dort Arbeit suchen."

„Da schau her," sagte der Eine zum Andern, „was Einem mitten auf dem Kees für Leut' unterkommen."

„Glaubt ihr, daß sie mich bei den Gewerken brauchen können?" fuhr Anton fort.

„Heutzutag' kann man einen Jeden brauchen. Der Krieg frißt die Leut'. Alles, was nicht Trobdel ist, ist ohnehin schon fast fort."

„Du, da käm's ja heraus, als ob wir zwei Trobbeln wären" sagte der Begleiter lachend.

„Ah, was! Ausnahmen giebt's überall. Du, wenn du ein Deserteur bist, so bist du auch nit zu neiden. Geh zum Ortner, sag' ihm einen Gruß von uns zwei und bitt' ihn, daß er dich anstellt — du findest ihn gleich in dem großen Haus mit den Erkerthürmen an den Ecken und den großen vergitterten Fenstern — sag' nur, die zwei lassen ihn grüßen, die heute einen Bock ins Goldberghaus hinüber getrieben haben."

Anton bedankte sich und setzte seinen Weg rüstig fort.

Oberhalb des ersten Sees, wo ein gräuliches Wirrsal von Gneisblöcken liegt, durch welches der Wanderer seinen Weg suchen muß, wurde Anton abermals auf ein Geräusch aufmerksam, das ihm herannahende Schritte anzudeuten schien. Diesmal aber sah er denselben mit weit größerer Gemüthsruhe entgegen — wußte er sich doch unantastbar, seit jener weiße Kamm, den er rückwärts gewendet erblickte, zwischen ihm und seinen Drangsalen lag.

Es waren Schafe, die oben in den braunrothen Felsen sich ihre Nahrung zusammensuchten und unter deren Füßen hier und da ein Stein auf seinen Weg in die Tiefe gestoßen wurde.

Hier oben blühte noch der Frühling, von einem baldigen Herbst und Winter bedroht. Denn neben manchem

Block standen himmelblaue Gentianen, welche in den Thälern seit Monaten verschwunden waren.

In den Lüften trieb sich ein Stoßgeier, der vielleicht irgendwo ein Zicklein im Auge hatte, mit der Schnelligkeit des Schwalbenfluges herum.

Bald gelangte er zum zweiten See, in welchen schon die satteren Farbentöne und tieferen Schatten des Mittags fielen.

Es ist eine feierliche Einöde. Anton gedachte des kleinen Sees unter den Vierkögeln, dessen kaltes Becken ihm zuerst in seiner Verlassenheit Nahrung geboten hatte. Hier war aber Alles viel erhabener, und selbst die blöde Zurückhaltung eines Menschen wie Anton gegenüber der Natur wich hier einem fast andächtigen Erstaunen.

Hier oben nur Schneefelder und Schotter, glänzende Wolken zwischen den Spitzen und flimmernder Schiefer, vom Wasser der Schneefelder in der Mittagssonne überrieselt, ganz tief erst Bäume und noch viel tiefer der dunkle See, in welchen von den Schneefeldern weiße Rinnen hinein langten — zwischen den Uferblöcken noch Ueberreste eingeklemmter Lawinen, durch den Schatten der Blöcke gegen den Sommer gehütet. Auf der Wasserfläche zitterten verirrte Himmelslichter.

Dieses große Bild verfehlte seinen Eindruck auf das Gemüth des Burschen nicht und widerlegte vielleicht da-

durch die Meinung derjenigen, welche sagen, die Schönheit würde in die umgebende Welt erst von unserer Vorstellung hineingetragen. Die Schönheit ist aber da vor der Empfindung der Menschen und spricht auch zum Stumpfsinn, der träg ist zum Auffassen, geschweige denn zum Hineintragen.

Hier, ober der tiefen Fluth, rieselt eine Quelle kalten Wassers. Unter einem mit gelbgrünen Flechten bewachsenen Gneisblock sprudelt die Quelle hervor, zugleich aber drängen sich Alpenrose, „Donarstauden", die unter dem Block ihre Wurzeln haben, hervor und umgeben das Gestein mit einem purpurrothen Kranz. Dort rastete der Flüchtling lange und schaute in die Unendlichkeit, auf die glänzenden Giebel und in die Bewegung der Wasser.

Von der Quelle abwärts kam er gegen einen Zirbenwald, in welchem die herrlichen Bäume, noch nicht so von der Axt des Menschen verwüstet wie heute, allerlei Thieren des Berges Obdach gegen die Schneestürme des Winters, wie gegen die Hitze des Sommers boten.

Wenn eine Zirbe zerstört war, so hatte es der Blitz gethan, der einen aufstrebenden, kraftvollen Baum in einen verkohlten Stumpf verwandelt. Schwarzglänzend schauen solche Stümpfe durch das dichte Grün und noch glänzender schwarz durchflattert es die Zirbenkrähe, lüstern nach den öligen Nüssen.

Die erste Ansiedlung der Zirknitz traf Anton in Ge-

stalt einer Hütte, die an einem großen Block hingebaut ist, welcher wohl von einer größeren Ausdehnung des Gletschers her hier liegen blieb.

Auf dem Block oben breitet sich abgestorbenes Krummholz mit dürren Aesten aus und zwischen diesen Aesten erheben sich junge Föhren. Unten aber klebt die Hütte am Block, der durch seine blätterförmig geschieferte Zusammensetzung auf die Herkunft von anderen Bergen hinweist.

Da kam der Hüter heraus und rief dem Ankömmling zu.

Das war freilich kein Wunder, denn die Leute haben selbst Langeweile in diesen Einöden und braucht deshalb eine Ansprache oder Einladung noch nicht auf Rechnung der christlichen Barmherzigkeit gesetzt zu werden.

Es geschah aber etwas Seltsameres.

Plötzlich kam eine braune Kuh langsam aus dem Alpenrosen- und Heidelbeerengestrüpp, in welchem sie geweidet hatte, gerade auf Anton zu, leckte ihm die Hand und stieß ein freudiges Gebrüll aus. Dieser schaute sich nach dem Thiere um und rief:

„O Gott, das ist die nämliche Kuh, die mein Vater voriges Jahr einem Kärntner Händler verkauft hat. Da, schau her, Hüter, die kennt mich noch. Das ist mein Empfang bei euch da herüben im Kärtner Land!"

Der Hüter bestätigte, daß er das Thier erst vor kurzer

Frist von einem Händler gekauft hatte, von welchem es seiner Zeit über den Malnitzer Tauern herüber gebracht worden war.

Nachdem die Beiden sich in Verwunderung über diese Anhänglichkeit erschöpft hatten, stellte der Hüter an Anton die herkömmlichen neugierigen Fragen.

Es war dem Flüchtling nunmehr eine wahre Lust, zu sprechen und zwar die Wahrheit zu sprechen.

Der Hirt lobte seinen Entschluß, war erstaunt über die Nachricht von dem großen Kriege im fernen Rußland und fügte bei, daß man froh sein dürfe, da herinnen von diesen Dingen nicht allzuviel zu hören.

Darauf lud er ihn ein, in die Hütte zu kommen, welche so beschränkt war, daß zwei Menschen nur mit Mühe sich in ihr bewegen konnten. Er setzte seinem Gast Milch, Branntwein und Käse vor und hätte ihn gerne länger aufgehalten, wenn es die Ungeduld desselben, nach seinem Ziele zu kommen, zugegeben hätte.

Anton wanderte nach herzlichem Abschied von dem Hirten weiter thalwärts.

Von nun an ging er an einer Hütte nach der anderen vorüber. Aus dem Zirben- kam er in einen Lärchenwald — rückwärts gewendet sah er noch immer das Eis des Gletschers blinken —, dann auf schöne, ebene, von Wasser durchrauschte Böden, auf welchen sich die Wildheit des

umgebenden Hochgebirges nur mehr durch zahllose Blöcke bemerklich machte, die über das Gras hin verstreut lagen, sowie durch manchen Wasserfall, der über die Wände herabschäumte.

Die letzte Rast hielt Anton bei den unteren Kasern, wo sich die Wege nach der kleinen und der großen Zirknitz trennen. Von hier aus zieht sich zur Rechten der Pfad über die Eisfelder, deren zerklüfteten Absturz er unten, als er das Goldbeghaus verlassen hatte, zur Rechten neben sich sah.

Nun überschritt er oft die Wasser auf Prügelbrücken, die von den aufqualmenden Schaumnebeln überfeuchtet waren. Oft sah er Rauch über hohe Wipfel steigen — Feuer von Hirten, die sich erwärmten oder eine einfache Mahlzeit bereiteten. Mitunter sah er auch verlassene Feuerstellen, an welchen die sorglosen und nachlässigen Hüter ohne Weiteres das Feuer neben einem Baum angezündet hatten, so daß der Stamm unten verkohlte und die Nadeln, die im Frühling so saftgrün den Baum geschmückt hatten, nunmehr roth an ihm hingen, als ob es schon tiefer Winter wäre. An dem Schmuck solcher Lärchenbäume hatte das Feuer die Rolle der Novemberfröste übernommen.

Vor einem Baume lüftete Anton seinen Hut. Er war mit einem Kreuze und zwei brennenden Kerzen darunter

geziert, doch hatte er trotz dieser Flammen kein Feuer gefangen.

Noch weiter hinab zu erreichte er diejenigen Einrichtungen, welche allenthalben das Anzeichen besserer Wege und der Nähe größerer menschlicher Ansiedelungen sind, nämlich Rastbänke und Sägmühlen.

Dann kam er zu den berühmten „neun Brunnen", ebenso vielen Bächen, die neben einander von einer hohen Felswand hinabstürzen, die Anton aber, weil er sie von der Seite betrachtete, als einen einzigen zusammenhängenden Wassersturz sah.

Nunmehr sah er Döllach unter sich liegen und hatte bald das alte Berghaus erreicht, das genau so aussah, wie es ihm beschrieben worden war.

Durch die Thüre in einer Mauer, die mit Schießscharten versehen war und über welche die schwarzen Dolden der Hollunderbeeren herüberragten, trat er ein.

Fünftes Capitel.

Der Goldwäscher.

Er fand den Verwalter in einer Stube, in welcher eine Menge Mineralien, Erze, Krystalle in kleinen und großen Schachteln aufbewahrt umherstanden.

Eben hatte der Verwalter ein paar dunkelrothe Kugeln in der Hand. Es waren Granaten, die diese Gestalt durch Gerolltwerden unter dem Drucke des Gletschereises erlangt hatten.

„Was willst du?" fragte er barsch, indem er die rauhen Kugeln vor sich auf den Tisch legte.

„Ich such' eine Arbeit."

„Wir haben keine andere als im Bergwerk. Bist du ein Knappe?"

„Nein, das nicht."

„Wie kommst du denn dazu, bei uns Arbeit zu verlangen?"

„Ich hab' mir halt gedacht."

„So, und was bist du sonst?"

„Ich hab' bei meinem Vater auf dem Lehen gearbeitet. Später war ich bei den Soldaten."

„Bei den Soldaten? Du bist aber doch noch jung — warum haben sie dich denn wieder ausgelassen?"

„Ich — ich — bin davon gegangen", erwiderte Anton, der nun einmal schon im Zug der Aufrichtigkeit war.

„Wie, und da unterstehst du dich?"

„Es war ja beim bairischen, nicht beim kaiserlichen Militair", sagte Anton noch immer zuversichtlich.

„So? Ich muß dir sagen, daß ich wenig Zutrauen zu einem Menschen habe, der seinen Eid bricht. Grad so gut kannst du aus der Arbeit weglaufen, oder etwas veruntreuen — das wäre grade das rechte bei einem Goldbergwerk."

Anton nahm all' seinen Muth zusammen und entgegnete:

„Ich hab' den Eid nicht freiwillig abgelegt, sondern gezwungen. Und was man gezwungen verspricht, das braucht man nicht zu halten."

„Nicht übel," sagte der Verwalter. „Wenn ich dir also ein Gelöbniß abnehme, bevor du deine Arbeit antrittst, und du hältst das Gelöbniß nicht, dann kannst du nicht gestraft werden?"

„Das ist was anderes, ich komme daher und suche Arbeit, will Arbeit haben. Wenn ich das Gelöbniß nicht leiste und darum keine Arbeit kriege, kann ich ja alleweil wieder fortgehen. Beim Militair aber thäten sie Einen todt prügeln, wenn er den Fahneneid nicht ablegte.“

Der Verwalter stutzte und lächelte.

„Es thut mir leid“, sagte er, „ich kann dich nicht aufnehmen. Es ist von unserer Regierung und deinem König, von hüben und drüben, geschrieben worden, daß bei den Aemtern keine Deserteure Arbeit bekommen sollen. Ich setze mich Unannehmlichkeiten aus, wenn ich dich annähme und es kommt auf, daß du Deserteur bist. Es ist gerade so mit den unserigen Deserteuren bei euch drüben.“

Anton schaute den Verwalter, ohne ein Wort hinzuzufügen, noch eine Weile bittend an. Es war ihm, als ob er weinen müßte. Er war müde von dem weiten und rauhen Wege und nun versank das Luftgebilde, das ihn während desselben getröstet hatte, mit einem Male.

Dem Verwalter mochte es lästig vorkommen, den Mann so vor sich stehen zu sehen. Er ging deshalb zur Thüre, machte sie auf und verabschiedete den Bittsteller mit dem Wunsche, es möge ihm wo anders besser gelingen.

Nun stand Anton wieder draußen.

Es war Abend. Er setzte sich hinaus an das Ufer

der tosenden Möll, zog die Ueberreste der Speisen hervor, die ihm der Bäcker in der Gasteiner Klamm zugesteckt hatte, und aß.

Milchblau drängte sich das Gletscherwasser durch die grauen Schlamminseln, die es zu Zeiten der Hochfluth abgesetzt hatte. Die sinkende Sonne spielte durch das Erlenlaub und einzelne Strahlen zitterten über den schaumaufwirbelnden, tiefen Tümpeln, in welchen der Strom sich in's Ufer eingewühlt hatte. Vor kurzer Zeit noch mußte das Wasser höher gestanden haben — denn vom Ufer weg ragten Erlen über die Tümpel hin, deren Zweige von grauem, trocken gewordenem Schlamm überdeckt waren.

Die Abendglocken tönten von Döllach und Pockhorn herüber und das ferne Summen der Wasser des großen „Jungfernsprung" war durch das Rauschen der Möll hindurch noch vernehmbar. Da fiel ihm ein, wie er es verabsäumt hatte, dem Verwalter Ortner die Grüße der beiden Männer auszurichten, die ihm mit dem Ziegenbock auf dem Gletscher begegnet waren.

Wer weiß, ob ihn die Besorgung dieses Grußes nicht freundlicher gestimmt hätte?

Als er eben darüber nachdachte, erblickte er mitten im Erlengestrüpp einen Mann mit nackten Füßen im Wasser stehen, welches sich hier durch die Au drängte, und einen länglichen Gegenstand in der Hand halten.

Als er nun schärfer hinschaute, bemerkte er, daß dies eine „Handfax" sei, ein flaches hölzernes Becken, in welchem Flußschlamm oder Sand aufgesammelt, immer wieder mit Wasser überrieseln gelassen und so hin und her bewegt wird, daß die schwereren Bestandtheile, also die Goldblättchen, die man erhofft, an einer Stelle des Beckens liegen bleiben, während die leichten Bestandtheile durch das Hin- und Herschwanken darüber hinweg geschwemmt werden.

Anton betrachtete diesen Mann, bis dieser aufschaute und seinerseits ihn gewahrte.

Es war ein schon ziemlich bejahrter Mensch mit grauen Haaren, doch guter Haltung, gesunder Gesichtsfarbe und kleinen listigen Augen. Als er Anton erblickte, legte er seine Handfax ins Gestrüpp, ging auf ihn zu, grüßte ihn und sagte:

„Nu, Kamerad, wo aus des Weges?"

„Das wenn ich selber wüßte," sagte Anton in einem Anflug von selbstverhöhnerischer Laune.

„Kommst du über den Tauern?"

„Jawohl."

„Ah, gewiß ein Flüchtling?"

„Wird, mein' ich, nicht so weit gefehlt sein."

„Aha, und jetzt fehlt's an Arbeit und sitzt man da

und kaut am letzten Stück Brod, was sie Einem drüben in den Bettelsack gegeben haben. Kenn' das schon."

Anton schwieg. Er schämte sich, auf diese zudringliche Rede zu antworten.

„Bin auch erst vor ein paar Tagen über das Hochthor aus der Rauris herüber gekommen," fuhr der Alte aufmunternd fort.

„Ihr habt Arbeit", erwiderte Anton kurz.

„Ihr müßt nicht glauben, daß sie verboten ist. Ich habe meine Erlaubniß zum Schürfen und Goldwaschen."

„Ich glaub's wohl — ich wär' zufrieden, wenn ich mich damit fortbringen könnt'."

„Wenn du sonst nichts willst, da kann ich dir vielleicht aushelfen."

Ueber Antons Gesicht zuckte ein Freudenstrahl.

„Wo bist du denn her?"

Die Hoffnung, welche aus den letzten Worten des Goldwäschers ihm aufzugehen schien, machte Anton redselig. Er begann von seinem Hause, seiner Flucht, seiner Gefangennahme zu erzählen und endigte erst, als er mit seinem Berichte hier an der Möll angekommen war.

Der Goldwäscher hatte ihm aufmerksam und nicht ohne Vergnügen zugehört.

„Wer war denn derjenige, den sie mit dir beim Waldbrande ergriffen haben?"

„Ich kenn' ihn weiter nit viel, als daß ich ihn schon einmal hinten in Groß=Arl getroffen habe, wie er gewildert hat — sie heißen ihn den Scharler Seppl."

„Der Scharler Seppl!" rief der Goldwäscher in solcher Ueberraschung, daß er die Handfax, wenn er sie noch in der Hand gehabt hätte, sicherlich hätte fallen lassen — „ja, da kann mir der Mensch kein Wildpret liefern".

Anton war nicht wenig erstaunt, als er den Goldwäscher über nicht geliefertes Wildpret jammern hörte.

Dieser aber war außer sich und schimpfte und fluchte fortwährend vor sich hin und nannte den Wildschützen einen Esel ohne Gleichen, daß er sich von einigen lumpigen Gendarmen habe fangen lassen.

„Es wird ihm so viel nicht geschehen sein," sagte Anton begütigend. „So viel ich weiß, haben sie ihn beim Schießen gar nicht erwischt — ich denke, der wird sich hinauslügen."

„Was hilft mich das!" wetterte der Goldwäscher, „wenn" —

Er vollendete seinen Satz nicht, offenbar, weil er den Fremden nicht in seine Handwerksgeheimnisse hineinblicken lassen wollte.

„Nu, wenn's so ist," fuhr er nach einiger Zeit ruhiger fort, „nachher eilt's bei mir auch gar nit mit dem Heimgehen. Ich wasch' dann noch eine Woche hier und du —

du kannst mir helfen. Taglohn kann ich dir vorläufig nicht geben, aber zu essen kriegst du, soviel du willst".

„Bin froh über das", erwiderte Anton, dem es mitten in seiner Freude einfiel, dieselbe nicht allzusehr sehen zu lassen, denn an seinem Arbeitgeber kam ihm Verschiedenes absonderlich vor.

„Du hast nichts zu thun", bedeutete ihm der Goldsucher, „als entweder mit der Handfax zu arbeiten, oder mir nachzugehen, wenn ich mit der Suchkugel auf dem Berg herumwandere."

„Mir ist Alles recht", entgegnete Anton kurz.

Mittlerweile war es fast dunkel geworden.

Der Goldwäscher nahm einige Goldflitterchen, die sich an dem gesenkten Ende des Beckens zeigten — sie waren alle mit einander kaum sichtbar und höchstens den vierten Theil so groß, als der Kopf einer gewöhnlichen Stecknadel — und strich sie auf ein Papierchen auf, welches er sodann in eine Blechbüchse warf, die er aus der Brusttasche seiner Joppe zog.

„Jetzt gehen wir", sagte der Goldwäscher. „Dort unten, wo die Lohe aufschlägt, dort ist mein Nachtquartier. Es wird wohl für dich auch noch ein Platz herauszukriegen sein. Und wenn wir dort sind, im Schmiedhaus, dann wollen wir essen!"

Sechstes Capitel.

Die Smaragde.

Als der Scharler Seppl bei seiner Rückkehr von Kriml wieder bei der Schmiede vorbeikam, wo sein alter Spießgeselle Andreas arbeitete, nahm ihn dieser freundlich auf und ging sogleich auf das Gespräch ein, welches der Wildschütze über die gemeinschaftlich erlebten Abenteuer in früherer Zeit begann.

„Jetzt ist's nichts mehr mit mir", sagte dieser, indem er einen eisernen Hammer aufhob, der einen halben Zentner wiegen mochte.

„Ach was", entgegnete der Scharler Seppl, „das bildet man sich oft nur ein — wenn's sein müßte, nachher ging's doch wieder."

„Für junge Burschen", sagte der Schmied, „ist das Gamsschießen so übel nit — unser Einer aber ist zufrieden, wenn ihm unser Herrgott noch so viel gesunde Knochen

läßt, daß er seiner Arbeit und dem täglichen Brod nachgehen kann."

„Du thust, als ob du ein alter Mann wärest, Andreas" sagte der Scharler Seppl, indem er sich auf einen Hackstock neben der Thüre niederließ.

„So alt wär ich freilich noch nit, aber denk' dir nur — bevor ich zwanzig Jahre alt war, ich bin da in so einem Graben bei Niedernsill daheim, die ganze Zeit nichts Gescheites zu essen und Arbeit, daß Einem die Knochen hätten aus dem Leim gehen mögen — im Winter beim Holz, im Sommer beim Vieh. Wenn du nicht von jung an gut aufgefüttert bist, so bedeutet's dich später nimmer viel, wenn's dir auch gut geht."

„Noch schlechter aber ist's", entgegnete der Wildschütze, „wenn man sich diese Sachen immer und immer wieder einbildet."

„Mag sein", erwiderte der Schmied, indem er seinen Riesenhammer niederfallen ließ, daß die Funken stoben — „aber g'spüren thut man's so wie so."

Der Wildschütze betrachtete lächelnd die Kraft des Schmiedes und versagte ihm die Genugthuung, daß er ihm widersprach — denn er dachte sich: „Er will doch nichts Anderes hören, als daß er ein so starker und rüstiger Kerl ist."

„Etwas Anderes treib' ich manchmal an Sonntagen",

fuhr der Schmied fort. „An das denkst du gewiß nit, soviel du dich auch besinnen willst."

„Wenn ich nit derrath, so sag's nur gleich."

„Nu, dir sag' ich's, du darfst es aber nit viel weiter erzählen. Du weißt das Habachkees —"

Der Scharler unterbrach ihn lachend:

„Du fragst mich um das Habachkees, warum denn nit gleich, wo die Salzach fließt und wo der Große Venediger ist! Herr Gott, haben wir denn nit miteinander auf dem Kees gejagt — und hab' ich nit mir erst gestern recht andächtig betrachtet, wie ich am Meierhof vorüber gegangen bin, und habe ich mir nicht gesagt: „Seppl, damals war der Schmied Andreas noch bei dir"?

„Nu ja, fahr nur nit oben aus. Also das Habachkees weißt du und den Schwarzkopf, der aus ihm heraus schaut. Da kommt, es ist jetzt ein halbes Jahr, ein Schafhirt aus dem Habach heraus zu mir — ich weiß nimmer recht, was er in der Schmiede für seinen Bauern zu bestellen gehabt hat — und zeigt mir ein paar grüne Steine, die er aus der Tasche zieht. Und was meinst, daß das war?"

„Ich bin kein Steinklauber."

„Also will ich dir's sagen — Smaragde waren es."

„Was ist denn das?"

„Ein Edelstein — der viel werth ist", entgegnete der Schmied.

„Erzähl' nur weiter — wo hat denn der Hirt die Smaragden oder wie du sagst, her gehabt?"

„Eben unter demselbigen Schwarzkopf hat er sie gefunden gehabt. Später traf er in Kriml einen fremden Herrn und verkaufte sie um dreißig oder vierzig Zwanziger. Wie ich das erfuhr, habe ich ihn gebeten, mich einmal mitzunehmen. So leicht ist's aber nicht, wie ich mir's vorgestellt habe. Denn um die Steine zu finden, muß man in den Morast hineinsteigen, der gerade dort ist, wo das Kees aufhört — in ein fürchterliches Durcheinander von Steinblöcken und von Schlamm. Schuhe wenn du dort hinein nähmest, gingen zu Grunde, du mußt also barfuß in dem Sumpf herumwaten und das ist bei der Kälte was so Arges, daß es der Zehnte nicht aushält."

„Ei, ei," unterbrach ihn hier der Scharler Seppl, „hätt' nicht geglaubt, daß der Schmied, der gar nichts mehr vertragt, mit bloßen Füßen in dem eisigen Schlamm am Kees herumsteigen kann."

Der Schmied lachte und erwiderte:

„Die Neugierde, nichts als die Neugierde. Aber hör' nur, wie's gegangen ist. Das erste Mal, wo mich der Schafhirt hinaufführte, fanden wir ein paar grasgrüne

Steine, die ich aber, wenn sie mir auf der Straße vorgekommen wären, für Stücke von altem Glas gehalten hätte, die schon lang im Koth herumliegen, so abgefressen und verwittert schauten sie aus."

„Hast du vielleicht solche Stücke, ich möchte sie gern anschauen."

„Haben thu ich keine mehr — Alles verkauft und zu Nutzen gemacht. Ich sag' dir, ich bin besser dabei weggekommen als beim Gamsschießen."

„Aha", sagte der Scharler Seppl, „darum will also der Schmied von der Jagd nichts mehr wissen! Jetzt begreif' ich's. Daß ich aber davon noch nie etwas gehört hab'?"

„Es wissen's nur ein paar", entgegnete der Schmied, denen es der Schafhirt zuerst in seiner Dummheit gesagt hat, wo er selbst noch nicht wußte, was dahinter ist. Seit der Zeit aber hält er das Maul und dir sag ich's nur, weil du ein alter Kamerad und auch ein Häuter bist, dem ich's von Herzen vergönn'."

„Und die paar, die's noch wissen, sind die auch hinauf gegangen?"

„Ein paar Mal schon", sagte der Schmied lachend. „Einmal aber bin ich gerade dazu gekommen, wie sie mit ihren Hacken und Schaufeln im Schlamm vor dem Kees herumarbeiten, es waren ihrer vier, alle von Mühl-

bach und Ascham mit einem von der Wenser Alm in Habach selber. Die hab' ich nicht lang gefragt, was sie da zu thun haben, sondern hab' sie mit meinem Bergstock so lang durchgehaut, bis sie sich nimmer haben rühren können und es geschworen haben, daß sie ihrer Lebtage nimmer auf den Berg kommen."

„Ha," sagte der Scharler Seppl lachend, „bist halt doch ein armer Teufel, daß du dich nimmer rühren kannst, Schmied. Ja ja, wenn man alt wird, da ist halt der Mensch zu nichts mehr nutz!"

„Lapp, sei still und hör' mich an. Nicht alle von den Steinen sind gut, manche davon ganz bröckelig, so daß du sie schier zwischen den Fingern zerreiben magst. Dafür aber bekommst du für einen, der was taugt, deine sechs bis zehn Kronenthaler."

„Mich wundert's nur, daß du das so aussagst, Schmied. Weißt, trauen thu ich dir nimmer recht, du bist ein gar Feiner, am Ende willst du mich gar auf den Berg hinauf foppen."

„Siehst du's" sagte der Schmied, „so ist es. Niemand erkennt eine Gutthat. Ich hab' dir's wohl gemeint. Du bist arm, jünger bist du auch als ich und kannst es besser ausnützen, du verschlagts nichts, wenn du dich dort oben herumtreiben sollst. Es wird für uns alle miteinander genug dasein. Also spiel' nicht den Blöden und greif' zu."

„Wer kauft euch denn die Steine ab?"

„Der Goldschmied in Zell am See. Er giebt sich nicht wenig Mühe, zu erfahren, wo wir die Steine finden. Bei mir erfragt er nichts, und hoffentlich bei dir auch nicht — sonst möcht's mich reuen, daß ich's dir gesagt hätte."

„Sag' einmal, Schmied, schau mich an: ist das kein blauer Nebel, den du mir da vormachst, wegen den Steinen?"

„Gewiß nicht," entgegnete dieser, „da hast du meine Hand darauf. Geh' nur hinein und wenn du zum Kees kommst, so geh' auf den Haufen von Steinblöcken zu, die bis weit in den Kees hineinreichen, so daß es ausschaut, als hänge das Kees in zwei schmutzigen Lappen links und rechts neben den Felsen herunter. Gerade unter den Steinblöcken findest du den Smaragd, dort hat ihn der Kees ausgeworfen."

„Ich will's probiren, Schmied," entgegnete der Scharler Seppl, „und werd' ins Habach hineinschauen. Find' ich was, so werd' ich schon an dich denken."

„Behüt' mich Gott," erwiderte der Schmied, „daß ich von dir was nehm'. Was ich dir gesagt hab', das ist aus alter Lieb' und Freundschaft geschehen, und profitiren will ich von dir nichts."

„Es ist schon recht," sagte der Scharler Seppl, „du sollst auch nichts haben, wenn du nicht magst."

„Find' nur zuerst selber was!"

Der Schmied hämmerte wieder darauf los, daß die Funken davon flogen und der Wildschütze sein eigenes Wort nicht mehr verstand.

Der Schmied schien überhaupt das Gespräch abbrechen zu wollen.

Der Scharler Seppl verabschiedete sich also von seinem alten Kameraden und schlug die gerade Richtung nach dem kleinen Dörfchen Vorstadtl ein.

Dort kannte er einen armen Bauern, bei dem er früher, als er noch in der Gegend wilderte, öfter über Nacht geblieben war.

Er gedachte bei diesem zu bleiben und am nächsten Tage ins Habach hinein aufzubrechen, um nach der Anweisung des Schmiedes die glasigen Schätze aufzusuchen.

Um zu dem braunen Holzhause dieses Bauern zu gelangen, mußte der Scharler eine Strecke weit gegen Norden sich von der Straße entfernen und die Hänge ansteigen, welche vom Filzenjoch und Rettenstein sich oben mit Wald bewachsen, aber von manchem Wassergraben durchschnitten, gegen die Straße herabziehen.

Ein solcher Graben war vor etwa zwei Wochen von einem plötzlich angeschwollenen Bach durchtobt worden.

Sonst rieselte nur eine dürftige Wasserader hindurch — es war aber im oberen Theile des Grabens aus dem lockeren Schiefergewänd etwas herabgebrochen gewesen, in die Rinne gerutscht und hatte dadurch den Bach aufgehalten. Es war also dort ein kleiner See entstanden. Nach einiger Zeit aber war es dem andrängenden Wasser gelungen, da durchzubrechen, und nun nahm er all' den Schotter, der ihn bisher aufgehalten hatte, mit sich thalwärts und trug ihn, hoch geschwollen, über die Wiesen und die Baumanger hin. Auch die Felder wurden überdeckt. Er sind das freilich steile, jäh geneigte Aecker, welche man gar nicht mit Pferden oder Rindern bestellen kann, und deshalb wenig werth, weil sie nicht nur zu viel Mühsal der Menschen erfordern, sondern weil auch der Grund von den oberen Wassern leicht in die Tiefe geschwemmt werden kann. Doch nährte das Feld den Bauern, sein Weib und die Kinder. Allerdings war die heurige Ernte gerettet, denn dieselbe hing bereits an Schobern übereinandergehäuft an Stangen über dem Boden. Doch der Grund war verdorben. Und wenn auch Mann und Weib und Kinder wochen- und monatelang in gebückter Stellung sich damit abplagten, die Steine von den grauen Flächen aufzulesen, so blieb doch geringe Hoffnung, daß man jemals an dieser Stelle wieder würde säen können.

Jetzt schaute aus dem Schlamme nichts mehr heraus

als die Stangen, an welchen das Korn und die Gerste gelegen hatte, und die hohen, schwefelgelben Königskerzen.

Als der Scharler Seppl mit Erstaunen diese Verwüstung, von der er keine Ahnung gehabt hatte, betrachtete, sah er den Bauern, wie er sich eben aus gebückter Stellung vom Steineklauben aufrichtete und sich den Schweiß mit dem Aermel seines groben Hemdes von der Stirn wischte.

Ueber dem Felde war eine Wiese und auf der Wiese stand ein Heustadel und auch dieser war „vermuhrt", auf der dem Hange zugekehrten Seite klafterhoch mit dem vermauert, was der losgebrochene Bach aus seinem Graben herabgeschleppt hatte. Da hatte sich nicht nur Schlamm, Erde und kleines Gestein angedrängt, sondern Felsblöcke und von oben aus dem Walde herab, den die Verheerung zuerst getroffen hatte, Stangen und Wurzelklötze und allerlei Ueberreste von der Thätigkeit der Holzfäller, welche dort oben ihr verderbliches Handwerk trieben.

Als der Scharler Seppl sich dem Häuschen näherte, hatte er zuerst die Stelle zu überschreiten, an welcher sich früher der Zaun befand, welcher das kleine Besitzthum eingefriedet hatte. Dieser war nunmehr ganz zerstört uud unter dem Schlamm verschwunden. Nur an der Stelle, an welcher sich früher das Gatterl befunden hatte, ragte noch ein Pfosten aus dem Geröll hervor.

Der ehemalige Eingang war aber durch einen wirren Haufen von entwurzelten Sträuchern verrammelt, die das Wasser dem Walde geraubt hatte. Fußspuren in dem Geröllwall links und rechts da neben deuteten darauf hin, daß die Hausbewohner sich bereits daran gewöhnt hatten, auf anderem Wege ihr Eigenthum zu betreten oder zu verlassen.

In den tiefen Furchen, die sich hie und da im Schlamme durch dessen Zusammenziehung gebildet hatten, sickerten noch kleine trübe Wasseradern.

Als der Bauer den Wildschützen kommen sah, ging er ihm entgegen, neugierig, zu erfahren, wer auf sein Haus zuginge und welches seine Absicht wäre.

Er hatte ihn auf einen Blick erkannt.

„Nu, Scharler," sagte er, „du suchst mich heim. Ich hätte geglaubt, du bist todt, denn du hast Jahr und Tag nichts mehr von dir hören lassen."

„Und ich hätt' nicht geglaubt," erwiderte dieser, „daß ich dich so wiederfinde."

„Daß Gott erbarm'! Wer weiß, ob du mich findest, wenn du über's Jahr daher kommst. Ich weiß nicht, wie wir es anfangen sollen mit dem Leben."

„O, wegen dem," erwiderte der Scharler, „verlier' nur den Kopf nicht. Ist es nicht Andern gerade so gegangen wie dir, und sie leben noch?"

„Ich weiß nicht, wodurch wir das verdient haben," sagte der Bauer, indem er sich mit dem Aermel wieder über das Gesicht fuhr, diesmal aber nicht, um sich den Schweiß, sondern um Thränen abzuwischen.

„Sei zufrieden," antwortete der Wildschütze mit bewegter Stimme, „der Schlamm, den dir der Bach gebracht hat, ist kein so schlechter Boden. Die Steine kann man allmählich vom Grund weglesen, der Boden trocknet auf — es wird sich schon wieder machen."

Der Bauer antwortete nichts darauf — er wußte zu gut, wie es in Wahrheit stehe.

„Du bist gewiß wieder auf der Jagd gewesen," sagte er nach einer Weile, „und willst bei mir über Nacht bleiben. Das kann ich noch machen — die Hütte hat es mir doch stehen lassen."

„Schon recht, ich bedanke mich einstweilen," sagte der Scharler und ging hinein, um seinen Rucksack und Hut abzulegen.

Einige Augenblicke später kam er wieder heraus und begann, trotz des Widerspruchs des Bauern, Hand anzulegen beim Abräumen der Steine vom grauen Boden. Er hatte sich zu diesem Zweck drinnen in der russigen Küche, wo eben die Erdäpfel gesotten wurden, einen Schurz umgebunden, in welchen er die Steine warf. War der Schurz voll oder konnte er dessen Gewicht nicht mehr ertragen, so

ging er mit ihm bis zum Graben vor und schüttelte den Inhalt aus, daß die Steine klirrend in das nunmehr fast ganz ausgetrocknete Bett hinabkollerten.

„Im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brod essen!“ hatte der Herr dem Menschen zugerufen, als er ihn aus dem Paradiese vertrieb. Das Wort ist über jenen Sinn hinaus wahr geworden. Nicht nur die Arbeit verlangt Schweiß auf diesem Berg, sondern auch die Nothwehr, mit welcher der bedrängte Mensch gegen die Gewalten ankämpft, die blind scheinen. Jahr für Jahr hatte, nachdem die Mühsal des Bestellens vorüber war, das kleine Feld den Mann und die Seinigen ernährt. Wie gern hätte er noch fernerhin im Schweiße seines Angesichts das Brod gegessen, wenn es möglich gewesen wäre, aus dem Schlammboden dasselbe zu erhoffen. Die Schweißtropfen, die früher auf die Ackerkrume gefallen waren, troffen jetzt auf das Geröll. Der Hungernde schrie nach Brod und das Schicksal, oder wie man die Gewalt nennen will, die hier wirkte, bot ihm einen Stein.

Wenn in der Stadt ein reicher Kaufmann Verluste erleidet, die ihn arm machen, ein gedankenreicher Erfinder seine Pläne verkannt oder gescheitert sieht, ein Spieler die Mißgunst des Zufalles erfährt, so geschieht es nicht selten, daß sie ihrem Leben rasch ein gewaltsames Ende bereiten. Auf dem Lande oder gar in den Bergen ereignet sich Solches

überaus selten und es verdiente wohl der Mühe, darüber nachzudenken, durch welchen Einfluß das geschieht.

So lange das Gegentheil nicht bewiesen wird, müssen wir annehmen, daß der Glaube an Gott und ein höheres Walten, sowie das Vertrauen auf die Rathschlüsse der oberen Mächte den Menschen von der äußersten Verzweiflung abhalten, welche ihn erfaßt, wenn er rings um sich ein zielloses Spiel der Kräfte sieht und in sich die atomistische Vorstellung hat, welche den Glauben an einen wesentlichen Unterschied zwischen Gut und Böse als ein lächerliches Vorurtheil betrachtet.

Der Scharler vergaß für heute Abend alle seine Pläne über dem Mitleiden, welches ihm die Lage der armen Leute einflößte.

Er entnahm aus ihren Gesprächen, daß wahrscheinlich auch die Erdäpfel nicht mehr gerettet werden konnten, deren Kraut unter einer zwei Fuß tiefen Schlammschicht steckte. Den Ertrag der Kornfrüchte verschlangen die Steuern — das Grummet war vernichtet und verschiedene Vorräthe durch das in den Keller eingedrungene Wasser verderbt.

Es herrschte eine traurige Stimmung, während sie die Erdäpfel aßen. Der Wildschütze trachtete umsonst, sie durch die Erzählung von wahren und erdichteten Abenteuern zu zerstreuen. Alle waren vom Steinauflesen müde.

Bald nachdem das Gebet gesprochen war, legten sie

sich in ihre Kammer. Auch der Scharler suchte das Bett auf, welches ihm manche Erinnerung früherer Zeit zurückrief. Hier war er nach mancher schweren Jagd todtmüd' hingesunken.

Heute war er gar nicht müde, konnte deshalb lange nicht einschlafen und hatte, als ihn der Schlaf doch endlich überwältigte, ein Traumbild nach dem anderen zu schauen.

Dasjenige, was ihn am meisten beschäftigte, war das des heiligen Nepomuk, jenes Heiligen, dem frommer Glaube den Schutz der Ufer und die Herrschaft über die Wasser zuspricht, wie er in der kleinen Nische, die man in einen Felsblock gesprengt und vergittert hatte, Thränen über das Unglück weinte, welches hier geschehen war. Hell rannten die Zähren über das hölzerne Angesicht, welches einst roth angestrichen, jetzt aber von Wetter und Stürmen gebleicht war, daß es an Farbe einem Kalkstein glich.

Dann, in einer anderen Richtung, erblickte er den Habach-Ferner in blauer Eispracht prangend.

Dort that sich eine Grotte auf, einem jener „Gletscherthore" gleich, die Mündungen jener unter dem Eis vom Wasser gegrabenen Tunnels, durch welche sich Alles, was vom blanken Krystall abtrieft, als Bach Bahn bricht. Die Grotte schimmerte von Smaragden und auf einem Throne saß ein schönes, schwarzäugiges Weib, das Aehnlichkeit mit der Kroaten-Anna hatte.

Und wieder war er bei einem festlichen Rundgang, wie ihn die Kirche gern in der schönen Sommerszeit veranstaltet, wenn die Saatfelder wallen und der Priester, der unter einem rothen Himmel steht, die Fluren segnet. Und der blaue Rauch der Böller, deren Dröhnen das Ablesen der „vier Evangelien" verkündet, zog gerade himmelaufwärts, eben dorthin, wo das Eis in ewiger Klarheit blinkte.

Als er aufwachte, sah er durch die kleinen, aus sechseckigen Scheibchen zusammengelötheten Fenster im grauen Morgenlicht eben jene Eisberge, deren Anblick ihn während des Schlafes fast nicht verlassen hatte.

Bald aber kehrten seine Gedanken von der Höhe in die Tiefe zurück. Es däuchte ihm, der ein lediger Mensch war und nach Niemandem zu fragen hatte, schier eine Sünde, das Geld zu behalten, das er klirren hörte, als er sein Gewand anzog — das Geld, das man ihm geschenkt und für welches er noch nicht das Geringste gethan hatte. Draußen auf der Schlammmuhr arbeitete schon wieder gebückt der Bauer mit den Seinigen und sammelte die Steine. Bei einem Menschen, wie der Scharler Seppl, war es vom Gedanken bis zur That nicht weit.

Das Geld, welches er besaß, konnte nach dem damaligen Werthe desselben hinreichen, die Familie über einen Monat lang zu ernähren.

Da kein Gedanke daran möglich war, den Bauer, so arg ihn die Noth drückte, zum Annehmen des Geldes zu bewegen, so sann er darüber nach, in welcher Weise er es ihm aufdringen könnte.

Nach längerem Nachdenken beschloß er, das Silber in eine kleine Nische zu legen, in welcher sich das Bildniß Unserer Lieben Frau befand. Neben dieser Nische stand der Tisch, an welchem die Leute ihre kärglichen Mahlzeiten einnahmen, und dort konnte es nicht verfehlen, die Aufmerksamkeit der Insassen des Hauses zu erregen.

Draußen auf dem Felde (wenn man den grauen Schlamm so nennen kann) nahm der Scharler von den Arbeitenden Abschied. Er bedankte sich für die Verpflegung und das Obdach und fragte nicht nach der Schuldigkeit, weil er wußte, daß es den Bauern jetzt, wo er ganz arm geworden war, um so mehr beleidigen mußte.

Sie schütteten die Steine in den Graben, welche sie eben gesammelt hatten, und begleiteten ihn bis über den Schuttwall.

Der Scharler aber ging von dannen, indem er sich innerlich an dem Bilde der Ueberraschung ergötzte, welches die Familie in dem Augenblicke bieten würde, in welchem sie den kleinen Silberschatz entdeckte.

Siebentes Capitel.

Die Schätze des Habach-Gletschers.

Wenige Stunden darauf näherte sich der Wildschütze den obersten Hütten von Habach.

Hier, in dieser erhabenen Welt, sah es ganz anders aus, als unten neben der Straße, neben den Sümpfen, dem rutschenden Koth und den Stechfliegen.

Da war Alles reinlich — blühweiße Zelte ragten über den grünen Grund empor. Diese Zelte sind hoch, sehr hoch. Sie reichen in den Himmel und erhöhen dessen Blau durch den Gegensatz ihrer blendenden Färbung.

Drüben in Sulzbach ist die „türkische Zeltstadt", eine Eisgegend mit aufragenden Spitzen, verworrenen Kuppen, abgestumpften Säulen — Alles krystallen und meist mit dem feinen Staube des Schnees bestreut.

Da ist ein großer Felsblock mitten auf den Anger hereingewälzt. Er ist mit einem Kreuze bezeichnet, welches

daran erinnern soll, daß der Block, als er von hoher Felswand herabstürzte, auf fast wunderbare Weise einen Hirten und seine Heerde verschonte, die sich auf diesem Anger aufhielten.

Oft überschritt er den Gletscherbach auf schwächlichen Prügelstegen, die mitunter durch Gatter verwahrt waren, und manchen Sturz des Baches erblickte er von unten aus, wo er in eine grüne Schale stürzte, oben aber durch seine Umbiegung einen Grenzstrich zwischen Grün und Weiß darstellte — dem Weiß der Eiswelt, die dann scheinbar gerade hinter ihm sich erhob.

Bald kam er so nah zum Gletscher, daß er dessen Eisbrüche genau unterschied. Sie waren so grau, daß sie vom Aussehen des Geklippes in den Kalkfelsen des „Steinernen Meeres“ nicht zu unterschpeide waren und sich der Scharler Seppl, der alle jene Gegenden von seinen Blühnbacher Jagdabenteuern her im Kopfe hatte, die Augen ausrieb, als ob er sich vergewissern wollte, daß er wirklich Eis und keine Felsen vor sich habe.

Er befolgte die Anweisung des Schmiedes, der ihm gesagt hatte, gerade auf die Blocklinien zwischen zwei zusammenstoßenden Eisfeldern loszugehen.

Als er schon in einer Art von „Naßfeld“ angekommen anfing, die durchnäßten Gründe vor dem Gletscher zu durchwaten, blieb er plötzlich stehen. Es war, als ob ein

Gewitter über den Himmel zöge, und dennoch konnte er keine Wolke an dem tiefblauen Gewölbe entdecken.

Abermals — diesmal noch deutlicher — und dabei schien es ihm, daß die Erde zitterte.

Da fielen seine Blicke auf den vor ihm glänzenden Habach-Gletscher. Von einer großen weißen wulstigen Wand in dem grauen Eisgeklipp stürzten glasige Blöcke herab, grau, so lange sie sich in einer gewissen Höhe über dem Thale befanden, sodann aber, als sie zerschmettert unten ankamen, in weiße Splitter umgewandelt.

Und von diesen Eisstürzen staubte es auf, wie sonst nur Schneelawinen stauben. Das Eis war in Pulver verwandelt. Und das dauerte fort und fort. Der Donner rollte unabläßig über die weißen Felder und durch die einsamen Kare hin. Der Berggeist sprach.

Der Wildschütz beglückwünschte sich, daß er noch nicht bis zu jener Höhe auf den Kamm von Blöcken emporgeklettert war, wo ihn die abfliegenden Splitter der Eisblöcke hätten gefährden müssen. Die Sprache des Geistes hatte ihn gewarnt — er blieb vor der Eiszunge, die mit Koth bedeckt war, aus welcher der Bach hervorfloß und die nur durch einen kalten, von Trümmern übersäeten Sumpf hätte erreicht werden können.

Bald war er neben die Blöcke emporgeklettert und spähte mit seinen Blicken auf dem Boden umher.

Dieser Boden war eine Vermengung von Steinen, feinem Schlamm, Wasserpfützen, Eisbrocken, Felsblöcken und scharfen, von der Bewegung des Eises allmählich zur Dünne eines Messerrückens zugeschliffenen Klippen.

Da waren Steine von allen Farben, aus Felsblöcken, die sie ursprünglich waren, in kleine Bruchstücke zermahlen und vor Nässe glitzernd und blendend.

So viel wurde ihm einleuchtend, daß hier das Auffinden der grünen Edelsteine in dem verwitterten und abgeschliffenen Zustande ihrer Außenfläche, wie ihn der Druck von Eis oder die rollende Bewegung des Wassers allmählich hervorbringt, nicht so leicht war, wie er es sich von Anfang an vorgestellt hatte.

Die blauen Steine schauten fast aus wie die rothen und die gelben wie die grünen — dies verursachte das Wasser und feiner Schlamm, in den sie alle mit einander gleichförmig getaucht waren.

Nach einigen Stunden unfruchtbarer Arbeit, während welcher die Sonne heiß schien und ihm von der Stirne und von dem Gletscher Wasser in Menge abfloß, entschloß er sich zu einer kurzen Rast, die auf einem mit gelben Flechten bewachsenen Blocke gehalten wurde.

Ringsum blühten, an trockneren Stellen, Edelrauten und erfüllten die Luft mit angenehmem Geruche. Wie feuerflüssiges Metall blinkten oben die Firnfelder und eine

stille Einsamkeit sonnte sich da — eine Ruhe ohne Gleichen, in welcher das Summen der Hunderte von Rinnsalen, die von den weißen Wänden abtroffen, nicht als Lärm vernommen wurde. Alles, was da den Menschen umgiebt, ist rein, unversehrt, unverderbt — die Elemente walten ungeschwächt und unbenützt. Es giebt kein strahlenderes Licht, als dasjenige, welches von diesen Flächen und Giebeln zurückgeworfen wird, keinen blaueren Himmel, als denjenigen, der sich über ihnen ausdehnt, keine lebendigeren Wasser, keine Blumen, deren Farbe mit den kleinen Kelchen wetteifern kann, die sich da erschließen, keine Luft, erquickend und krystallhell wie diese, keinen Boden, wie diesen, der niemals die That Kains gesehen, auf dem nie Verrath, Betrug und Tücke verübt worden ist.

Wenn es irgendwo auf dieser armen Erde einen Himmel giebt, so ist er dort, in jenen Höhen zu suchen.

Ob sich ein Strahl solchen Bewußtseins in das Gemüth des Steinsuchers einstahl, wer vermag es zu beurtheilen? Gewiß ist, daß er während seiner Mahlzeit auf dem rings umdufteten Felsblock mit glänzenden Augen ringsherum schaute und sich wenig um den Boden zu kümmern schien, nach dessen Schätzen er suchte.

Es giebt freilich Leute, die sich für klug halten und welche vermuthen möchten, daß bei solchem Herumschauen es dem Einsiedler darum zu thun gewesen sein könnte,

Gemsen, Geier oder Adler zu erspähen, die in den Lüften oder auf den Berghöhen ihr Wesen treiben.

Aber das würde allzu gescheit ausgedacht sein.

Der Mensch ist dasjenige Wesen, in welchem die Natur selbstbewußt wird und damit auch ihre eigene Schönheit begreift und sich deren erfreut. Daß, um solches zu erzielen, die Isis nicht auf die Entstehung von Weltweisen und Gebildeten gewartet hat, beweisen die Volkslieder, die es an allen Orten giebt und von denen viele, längst vergessene, zu einer Zeit entstanden sind, in welcher von Büchern oder von Schreibekunst kein Mensch eine Ahnung hatte.

Die Ruhe spiegelte sich in den Augen des Menschen und das Licht wiederstrahlte in seinem Lächeln. —

Nach einiger Zeit erhob er sich zu neuer Arbeit.

Abermals wurde der Boden durchwühlt und das Auge angestrengt, um nach dem grünen, glasigen Stein zu suchen. Stunde verging auf Stunde, ehe es gelang. Hundertmal wusch der Suchende einen Splitter, ein Bruchstück, das er für Smaragd hielt, in einer der kalten Wasseradern, die rings um ihn rieselten — umsonst. Nachdem es gereinigt war, zeigte es sich als werthloser Stein.

Einmal fiel es ihm ein, einen ziemlich großen und rauhen Stein, der einen Fleck auf dem Geröll bedeckte, mit dem Fuße wegzustoßen, um nachzusehen, ob darunter

etwa nicht die so sehnlich gesuchten Herrlichkeiten zu finden wären.

Als der Stein über die nasse Fläche fortrollte, bemerkte er an der Oberfläche einen Glanz, welcher etwas Anderes zu sein schien, als die hier allgemeine Wiederspiegelung des Sonnenlichtes.

Er hob ihn auf und stieß einen Schrei der Freude aus. Der grobe Stein war rundum mit Krystallen bedeckt, welche fast in der Größe einer Fingerspitze daraus hervorragten. Sie hatten alle die Farbe eines jener Tümpel, in welchen sich der Gletscherbach zeitweilig, wenn er wieder über eine Felsenterrasse herabgestürzt war, sammelte.

Obwohl der Scharler ein Neuling war, so hatte er doch eine Ahnung davon, daß er mit diesem Stein einen außerordentlichen Fund gemacht haben müsse.

Er wusch ihn sorgfältig ab und erfreute sich an dem Durchbrechen des Lichtes durch die vielfachen Seiten der grünen Tafeln.

Wie er sich vorhin nicht hatte sattsehen können an dem Glanze, der oben auf den Firnen lag, und wie er dabei weit entfernt war, an Jagdausbeute zu denken, die sich vielleicht irgendwo in ihren Schlüften barg, ebensowenig war in der That sein erster Gedanke beim Glitzern der grünen Strahlen dem Vortheil zugewandt, welchen sie ihm mit ihrem Lichte in Aussicht stellten, welches hier

sicherer voraussagte, als die grünen Flämmchen über den verborgenen Orten, an welchen Schätze liegen.

Er war zu freudig aufgeregt, als daß es ihm hätte beifallen mögen, heute noch seine Nachforschungen fortzusetzen.

Doch wollte er auch den Habach ferner nicht verlassen, ohne noch alle Mühe aufgewendet zu haben, um in den Besitz ähnlicher Schätze zu gelangen.

Er beschloß deshalb, für heute auf einer der weiter thalabwärts an den Hängen gelegenen Hütten zu übernachten und dabei gegenüber dem Hirten vorzugeben, er sei hereingekommen, um sich über den Wildstand Aufklärung zu verschaffen, und habe seine Büchse einstweilen irgendwo im Walde vergraben — ein Umstand, welcher an und für sich sehr glaubwürdig war, weil die Wildschützen auf solchen Erkundigungsgängen ihre Waffen zu verbergen pflegen.

Diese Nothlüge blieb ihm indessen erspart, denn er fand keinen Hirten vor. Derselbe war vielleicht nach einer anderen Hütte gegangen, um zu plaudern, oder er that das in Wirklichkeit, was der Scharler vorgeben wollte. Vielleicht war er auf der Jagd, eine Beschäftigung, welcher sich die Hirten häufiger hingeben, als es für ihre Heerde und deren Herren gut sein mag.

Indessen nahm der Scharler heute nur mittelmäßigen

Antheil an der Gegenwart oder Abwesenheit eines Menschen. Die Thür zu dem kleinen Blockhaus war unverschlossen — wie es in diesen Bergen überall der Brauch ist — auf dem Heerde befand sich Brennholz und die Asche hatte noch nicht alle Wärme verloren.

Es war also eben so gut, als ob Einer dagewesen und ihn empfangen hätte. Von dem einzigen Gegenstande, der seine Gedanken beschäftigte, hätte er ja doch nicht sprechen dürfen.

In der That glich er Robinson mit dem Goldklumpen. Alle seine Gedanken drehten sich um den Schatz, den er in seinem Sack trug. Welche Augen würde wohl der Goldschmied zu Zell machen, wenn er denselben vor sich auf seinem Ladentische erblickte! Und wieviel Geld würde ihm das eintragen — Summen, die er bis jetzt nur vom Hörensagen kannte und für deren Verwendung sich ihm ein glänzender Gesichtskreis nach dem andern aufthat.

Die Aufregung, welche ihn beim Ausmalen aller dieser Bilder ergriff, war eine so heftige, daß es ihn nicht mehr in der Hütte duldete.

Er ging hinaus, setzte sich auf einen Holzklotz, welchen der Hirt zeitweilig zum Zerhacken der Legföhren benützte, und schaute in den Abend hinaus, in welchem die Spitzen der weißen Zelte roth dastanden. Da quoll ein Brünnlein leise zwischen den Steinen hervor, und ein fast klagendes

Murmeln ging von ihm aus, während es sich über den kalten Felsen verbreitete. Die rohe Schnitzkunst des Hirten hatte neben diesem lebendigen Wasser zwei Bilder von Heiligen aufgestellt, welche sich allmählich unter dem Schneedrucke der Winter und den Stürmen der Berge gegen einander und über das Wässerlein hin geneigt hatten, so daß sie fast kläglich anzuschauen waren.

Der Scharler, der heute gegen Alles freundlich gestimmt war, bemühte sich, diesen beiden Unglücklichen wieder auf die Beine zu helfen. Er grub das Geröll hinweg, in welchem sie staken, vertiefte die Höhlung, stellte sie aufrecht und umgab sie unten mit groben Blöcken, so daß ihnen kein Druck mehr etwas anhaben konnte. Nach dieser Arbeit klatschte er in die Hände und stieg im Abendroth noch eine geraume Strecke den Hang weiter hinauf, immer dem Sonnenschein nach, der sich weiter und weiter zurückzog, in der Erwartung, den Hirten zu erspähen, welcher nun aller Wahrscheinlichkeit nach nicht mehr länger ausbleiben konnte.

Eine Heerde brauner Ziegen folgte ihm auf Schritt und Tritt. Einige davon leckten seine Hände ab, andere stießen von Zeit zu Zeit ein Gemecker aus, welches vielleicht ihr Verlangen nach Salz ausdrückte.

Einem Menschen wie der Scharler Seppl kam das

Steigen nicht schwerer an, als einem Andern das Gehen auf ebenem Wege.

So gelangte er allmählich hoch hinauf, bis dahin, wo die grauen Baumleichen stehen und der blaue Eisenhut und wo der Grasboden, mit Trümmern übersäet, nach und nach den Uebergang bildet zum gänzlich nackten Gestein, zum schroffen Felsen und den Schneefeldern, die sich Jahr aus Jahr ein in Mulden halten.

Da lag mancher Block auf schmutziger Lawinenzunge und von spitzigen Zacken reichten grüne Ritzen von mürbem Chloritschiefer bis auf den Weidegrund herab. Nunmehr ging auch für diese hochgelegene Gegend die Sonne unter, nachdem das Thal, durch welches der Bach seinen Weg suchte, schon längst verdunkelt worden war. Plötzlich hörte er ein Jauchzen aus der Dunkelheit in der Tiefe, welchem er sofort kräftig antwortete.

Trotzdem er seine Augen anstrengte, die Gestalt zu entdecken, von welcher dieser Ruf ausgegangen sein mochte, kam er doch nicht dazu, sie zu finden.

Nichts erklärlicher als das. Während er den Menschen in der Tiefe vergeblich suchte, war es diesem ein Leichtes gewesen, ihn auf der hellern Höhe zu erspähen.

Der Scharler Seppl stieg dem Ankömmling, welchen er für den Hirten hielt, rasch entgegen. Bald hörte er von unten herauf das Klappern der mit Eisen beschlage-

nen Schuhe und es dauerte nicht lange, so trafen sich die Beiden an dem Brünnlein vor der Hütte. Es war in der That der Hirt, wie der Scharler Seppl vermuthet hatte.

Er trug einen grauen durchlöcherten Hut, eine wollene Decke, aus welcher der Kopf durch ein Loch hervorragte, und lederne Hosen, die bis an die Kniee reichten. Die Schienbeine blieben nackt und auch die Füße steckten nackt in den groben Schuhen.

In der Hand trug er einen dicken und langen Stock ohne Eisenbeschlag, der Hut war mit allerlei seltenen Alpenpflanzen geschmückt, von denen die Farben Weiß, Himmelblau, Roth und Purpurn so rein und grell dargestellt waren, wie sie auf keiner Malerpalette zu finden sind.

Der Hirt hieß den Scharler Seppl willkommen und fragte ihn sofort, ob er die Nacht über bei ihm bleiben wolle. Ehe ihm dieser noch antworten konnte, hatte der Hirt einen Blick auf die zwei hölzernen Figuren geworfen.

„Hast gewiß du meine Heiligen aufgerichtet?" sagte er lachend.

„Wohl, das hab' ich."

„Ich hätt's auch gethan," sagte der Hirt, „hab's aber immer von einem Tag auf den andern verschoben. Damit sie aber nicht meinen, ich halt' weniger darauf als du, so will ich sie zieren."

Damit nahm er seinen Hut vom Kopfe, löste die Blumen ab und steckte sie jedem der Heiligen in die halb zusammengeballte Hand.

Diese grellfarbigen Blüthen bildeten einen Gegensatz zu dem verwitterten Holz, an welchem so viele Stürme gerüttelt hatten.

Darauf gingen sie mit einander in die Hütte, der Hirt legte Hut und Stock ab und sagte, indem er die Flamme zu schüren begann:

„Nu, den heutigen Tag werd' ich mir merken."

Der Scharler Seppl sah ihn betroffen und fragend an, denn es kam ihm schon seltsam vor, daß er bis jetzt noch nicht gefragt worden war, wer er sei und zu welchem Zweck er hereingekommen wäre.

Der Hirt aber schien an derlei gar nicht zu denken, sondern fuhr hastig erzählend fort:

„Heute Mittag kracht's auf einmal da drüben gerade über den Stadel hin, den du dort drüben sehen würdest, wenn's Tag wäre. Zuerst habe ich an keinen Schuß geglaubt, sondern gemeint, es geht unter dem Schwarzkopf ein Eisbruch herunter. Wie's aber darauf ganz still bleibt, gehe ich hinaus und komm' noch gerade recht, um zu sehn, wie ein Rehbock gerad ab über die Felsstaffeln in den Bach fällt. Augenblicklich geh' ich darauf zu, voll Neugierde, den Schützen zu sehen, der dahinter herkommen

wird. Was meinst du aber, daß ich statt dem Schützen gesehen habe?"

„Nu also!" antwortete der Scharler Seppl.

„Einen Jäger hab' ich gesehen, der mordsmäßig schreit und mir zuruft, ich möcht' ihm doch um Gotteswillen helfen. Ich geh' also hin, steig' zum Bach hinab, geh' über den nächsten Steg, seh' den Rehbock verendet und ganz zerschunden zwischen zwei Felsblöcken vor dem Wasser liegen und droben den Jäger auf einem Baumstumpf sitzen, wie er alleweil seine Hände an den rechten Schenkel hält und laut aufjammert. Ich kann mir gar nicht denken, was da sein soll. Anstatt daß er eine Freude hat über den Rehbock, jammert er. Wie ich hinauf komme, sagt er, eine Kugel habe ihn geprellt. Die seinige? Nein, denn er hatte gar nicht geschossen. Das Allerschönste war, daß oben ein Wildschütz stand, der ihn gar nicht gesehen hatte. Der hatte auf den Rehbock geschossen und die Kugel war durch und durch gegangen und hatte auch noch den Jäger getroffen, so daß er nimmer gehen konnte. Wie wir nachher das Reh angesehen haben, haben wir gesehen, daß der Schuß durch und durch ging. In seinem Zustand konnte der Jäger den Rehbock nicht schleppen und ich auch nicht, weil ich genug Mühe hatte, ihn thalabwärts zu führen. So blieb also der Bock liegen, nachdem wir

ihn untersucht hatten. Wie ich aber vorher zurückgekommen bin, war er fort."

„Natürlich", sagte der Scharler Seppl. „Der Wildschütz müßte wohl arg vernagelt gewesen sein, wenn er den Bock unten hätte liegen lassen. Aber, sag' einmal, seid ihr denn ganz gewiß, daß der Schütz durch den Bock durchgeschossen und den Jäger getroffen hat? Hat er nicht zweimal geschossen, daseine Mal auf den Bock, das andere Mal auf den Jäger?"

„Gewiß nicht", entgegnete der Hirt. „Ich setze meine Seel' darauf ein, daß nicht zweimal geschossen worden ist."

„Nu, dann ist's völlig zum Lachen. Aber der Jäger, der wird weiter nit geschaut haben! So was ist ihm gewiß noch nit untergekommen. Was war's denn für Einer?"

„Er ist noch nit lange da — sonst bleibt er halt draußen in Hollersbach."

„So, so, nu, dann kenn' ich ihn nit. Liegt mir auch nichts daran", sagte der Scharler Seppl. „Aber den Schützen möcht' ich wissen, was das für Einer war."

„Ich hab' ihn nit recht deutlich sehen können. Aber mir ist's vorgekommen, als wäre er mir nit unbekannt. Herinnen muß er schon einmal gewesen sein."

Der Scharler Seppl rieth hin und her unter seinen Bekannten, aber bei den geringen Andeutungen, welche ihm der Hirt geben konnte, vermochte er nicht, sich ein Bild von

dem fabelhaften Schützen zu machen. Der mußte seiner Büchse eine gewaltige Pulverladung zugetraut haben, daß eine solche Verwundung möglich war.

Der Hirt wiederholte alle Einzelheiten unter Gelächter. Es war offenbar, daß er sich des Unfalles freute, welcher dem Jäger widerfahren war. Da die meisten Hirten selbst gelegentliche Wildschützen sind, so halten sie es mit diesen und nicht mit deren Widersachern.

Das Feuer loderte und draußen schien der Abendstern. Die beiden Männer aßen Milch, der Hirt lachte in sich hinein über den hinkenden Waidmann, den er bis zu den untersten Hütten geleitet hatte, von wo sie um den Wundarzt fortliefen, und der Scharler Seppl war in Gedanken wieder bei seinen Schätzen.

Auf einmal das Geräusch eines Schrittes draußen — eine dunkle Gestalt erschien unter der Thüre. Es war kein Anderer, als Christian.

Ein Juhschrei Seppl's, der seinen Kameraden bei dem Licht, welches die aufprasselnde Flamme vor die Thüre hinauswarf, sofort erkannte.

Christian trug einen Rehbock auf der Schulter.

„Ich glaube gar," rief der Hirt, „das ist der Schütz, der heut den Jäger geprellt hat."

Dem Scharler Seppl ging die Bestätigung dieser Märe über alle weiteren Begrüßungen seines Kameraden. Er

stürzte sofort auf das Thier zu und sah in der That eine kleine Wunde, die sich am rechten Schulterblatt befand, und eine größere an der linken Bauchhälfte. Hier war die Kugel, die von einem höher gelegenen Orte abgeschossen war, wieder herausgedrungen. So war es erklärlich, daß sie noch den Fuß des weiter unten stehenden Jägers hatte erreichen können.

Auch der Hirt hatte die größte Freude über das Erscheinen des Schützen, der ihm den Spaß gemacht hatte, den Fuß des Jägers zu prellen. Er mochte wohl auch noch seinen besonderen Grund haben, über die Lahmheit des Jägers Wohlgefallen zu empfinden.

„Ja, sag' nur einmal, Christa," rief der Scharler, „wie kommst denn du daherein?"

„Und du erst?" sagte der Christian, „ich hab' geglaubt, du sitzest im Pfleggericht."

„Haben mich schon wieder ausgelassen."

Der Christian zwinkerte mit den Augen in der Richtung gegen den Hirten hinüber, was eine stumme Anfrage sein sollte, ob man die Zunge nicht hüten müsse vor ihrem Unterstandgeber.

Der Scharler Seppl nickte verneinend mit dem Kopfe und fuhr zugleich fort:

„Bis nach Mittersill hinauf haben sie mich geschafft, wahrscheinlich, weil sie Furcht gehabt haben, meine Kame-

raden könnten ein bißl zu nah da sein, wenn ich in Goldeck hinter dem Gitter sitze. Es wäre aber gescheidter gewesen, sie hätten mich nach Goldeck gebracht. Dort säße ich noch im Schatten, anstatt daß ich hier bin und ausstudire, wo ich morgen etwas zum Schießen kriege."

Der Hirt schaute bei diesen Worten, die der Seppl absichtlich bei passender Gelegenheit hingeworfen hatte, um sich allen Verdacht hinsichtlich des Steinsuchens vom Leibe zu halten, den Sprechenden verdutzt an. Dieser aber that, als ob er es nicht bemerke, und fuhr fort:

„Der Pfleger in Mittersill ist ein alter Bekannter von mir und thut mir auch was zu Gefallen. Du wirst es verstehen, Christa, wenn ich dich daran erinnere —"

„Ah so!" rief dieser, „ich versteh' schon, da braucht's kein Erinnern."

Der Hirt hatte eine Frage auf der Zunge, allein in Anbetracht dessen, daß er das verschwiegene Wesen derartiger Gäste kannte, wagte er es nicht, sich weiter zu erkundigen.

„Ich hätte dich drüben in der Rauris oder dort herum gesucht, nach dem, was wir mit dem Spitzbuben von Knappen ausgemacht haben," sagte der Scharler Seppl.

„Du hast wohl Recht, daß der ein Spitzbub' ist. Das letzte Wildpret ist er uns schuldig geblieben und jetzt ist er wieder wegen seiner Goldgeschichten über den Tauern gegangen."

„Was, über den Tauern? Ich hätt' ihm alles das Zeug gar nicht geglaubt, sondern gemeint, er macht uns einen Firlefanz vor, und uns recht für die Narren zu halten."

„Für den Narren halten, das thut er schon, aber jetzt hat er wieder Andere in der Arbeit. Da ist in Bucheben ein Bauer, dem macht er einen Silbereinsatz."

„Was ist das?" unterbrach hier der Hirt den Christian.

„Ich weiß es auch nicht recht," antwortete dieser, ich glaub', man thut etwas in ein Glas hinein und dann wächst das Silber daran aufwärts wie ein kleiner Baum."

„Der Silbereinsatz," bemerkte der Scharler Seppl trocken, „wird halt das sein, daß der Bauer sein Silber einsetzt."

„Und der Knappe es in die Tasche steckt," ergänzte der Christian. „Doch also, um auf mich selber zu kommen, ich habe gesehen, daß in Rauris die nächste Zeit nichts zu machen ist, weil wir dort drunten unser Wildpret nicht an den Mann bringen. Dafür ist mir Einer draußen in Mühlbach verrathen worden, für den bin ich heut hereingekommen und du siehst, daß es nicht umsonst war. Freilich hab' ich mir nicht gedacht, daß ich dabei auch noch den Jäger anschieße."

„Nu," nahm jetzt der Hirt das Wort, „für heute und die folgenden Tage seid ihr sicher. Der Jäger hat zwar

ingrimmig geflucht über die Schützen und ihnen allen miteinander gedroht, daß er sie niederschießen wird, wenn er ihnen begegnet, aber für die nächsten Tage hat's gute Weile. Der hat einen Preller davongetragen, daß er nicht so bald wieder tanzt."

Christian fand es für überflüssig, den Scharler Seppl zu fragen, weshalb er hiehergekommen sei und was er hier treibe.

Das verstand sich unter Leuten von ihrem Handwerk von selbst.

Der Rest des Abends verlief fast ausschließlich in Gesprächen über die wunderbare Wirkung des Schusses. Christian hatte Branntwein bei sich und ließ ihn freigebig herumgehen.

Es schien, als ob die Mühseligkeiten dieses Tages — und alle Drei hatten ihrer einen entsprechenden Theil durchgemacht — keinen Einfluß hätten auf ihre Schlaflust.

Der Vollmond stand hoch am Scheitelpunkt des Himmels und sie redeten noch immer fort von wilden Abenteuern, von Jagd und Gefahren in der Eiswelt. Auch der Hirt, welcher eine große Anzahl Ziegen zu bewachen hatte, blieb seine Beiträge nicht schuldig. Wenn von ihm heute mit großer Anstrengung ein lahmer Jäger thalabwärts geschleppt worden war, so hatte er ein anderes Mal mit nicht viel geringerer Anstrengung eine Ziege zu tragen

gehabt, die er von einem aus dem Eise hervorragenden Riff, worauf sie sich verstiegen, auf den festen Grund herüberholte. Dabei ging er auf handbreiten glatten Bändern über Eisschlünde, deren grünliche Nacht dem Kühnsten Furcht einzujagen im Stande war.

Nur Einer erzählte nichts von den Schicksalen des heutigen Tages, so merkwürdig sie auch für ihn selbst sich gestaltet hatten und so sehr er hätte erwarten können, daß die Andern diesen zu Liebe geschwiegen haben würden.

Dieser Eine war der Scharler Seppl.

Achtes Capitel.

Im Hause der Kroaten-Anna.

Einige Tage später saß gegen Abend die Kroaten-Anna in ihrer zirbengetäfelten Stube, mit der Anfertigung eines neuen Kleides beschäftigt.

Die Fenster waren offen, vom Garten kam laue Luft herein und der Glanz der Sonne, der auf den zahllosen rothen Blüthen der Bohnen auflag, warf einen röthlichen Wiederschimmer auf das hübsche Gesicht der jungen Bäuerin.

Während sie mit ihrer Arbeit beschäftigt war, erhob sie von Zeit zu Zeit den Blick und ihre Augen wandten sich nach dem Gebirge, welches drüben in dunklem Dufte aufstieg.

Manchmal hob sich ihr Busen höher, als ob sie einen Seufzer nach jenen Fernen hinübersenden wollte.

Mit Ausnahme des Gesurres einiger Fliegen und Wespen, welche von Zeit zu Zeit aus dem Garten herein-

flogen und dann rasch wieder das Freie suchten, war kein anderes Geräusch vernehmlich, als das einer alten Wanduhr. Der Perpendikel bewegte sich in einem langen Kasten und lief unten in ein herzförmiges Blech aus. Gerade an der Stelle, wo sich dieses bewegte, war ein mit einer Glasscheibe bedecktes Loch in den Kasten geschnitten. Wenn die Bäuerin, die gerade gegenüber saß, ihren Blick darauf warf, so konnte sie von Zeit zu Zeit das glänzende Herz sehen, wenn es eben hinter der Oeffnung vorüber kam.

Die Stube war nicht völlig so eingerichtet, wie die andern Bauernstuben. Ueber den Fenstern hingen grellfarbige Vorhänge, eine sonst unbekannte Verschwendung. Mehrere Figuren von getriebenem Silber standen hier und dort auf den Kästen herum und ein großer Strauß von Feldblumen stak in einer schön geformten zinnernen Vase auf einem Tische von Eichenholz.

Die schöne Tochter des Kroaten hatte sich da ein Heim geschaffen, wie es keinem Menschen im Dorfe eingefallen war. Wenn diese hübsche Sachen, Ziergegenstände haben, so stellen sie dieselben in ein besonderes Zimmer, welches nie bewohnt wird, welches kalt und ungastlich aussieht. Sie selbst aber sitzen in einer dumpfen Stube, in welcher nichts die Sinne ergötzt.

Es öffnete sich die Thüre und eine Magd trat herein — ein hübsches, freundliches Gesicht mit klugen Augen.

„Was giebt's?" sagte Anna, wie erschreckt sich umwendend.

Sie mußte in einen Irrgang von Gedanken vertieft gewesen sein, denn sie fuhr auf, wie mit Gewalt gezerrt.

„Nichts, Bäuerin", erwiderte die Magd. „Ich hab' nur fragen wollen, ob ihr mich zu nichts brauchen könnt für jetzt."

Die Anna schaute auf und erwiderte:

„Es giebt keinen Gang für heute. Thue draußen, was du willst."

Die Magd zögerte.

„Was ich noch habe sagen wollen," fuhr sie nach einer Weile fort, während welcher sie die Thürklinke in der Hand behielt.

„Nun?"

„Die Geschichte von dem, was ihr neulich dem Gendarmen angethan habt, ist in Aller Mund. Im ganzen Markt hört man von nichts Anderem reden. Da ist Keiner, der es dem Schergen nicht gönnt."

Anna schmunzelte.

„Du hast es gewiß ausgeplaudert."

„Auf meiner Seelen Seeligkeit nicht," erwiderte die Magd, die Hand auf die Brust legend. „Es muß es Jemand mit angesehen und dann herumgetragen haben."

„So, nun mir ist's gleich! Ich hab' ihm nur angethan, was ihm gehört hat. Was braucht er zu horchen?"

„Ich fürchte nur, er rächt sich," sagte die Magd. „Wenn er erfährt, daß die Geschichte mit dem Tragkorb ruchbar geworden ist, so erzählt er, was ihm einfällt, vom Gnädigen und —"

Das Gesicht der Kroaten-Anna wurde dunkelroth.

„Wenn das geschieht," sagte sie nach einer Weile sich aufrichtend, „dann ist er — die längste Zeit auf unserem Berge herumgegangen."

Die Magd erschrak über den Ausdruck des Zorns, welcher aus den Augen ihrer Herrin hervorbrach.

„Es ist nur meine Meinung", sagte sie, „diese Leute sind ja alle boshaft."

Anna antwortete nicht mehr, sondern setzte sich wieder zu ihrer Arbeit. Doch mochte man ihre Erregung an der Röthung des Gesichts und der Bewegung des Busens wohl wahrnehmen.

„In Tirol", sagte sie nach einer Weile, „sind die Weiber mit dem Gewehr in der Hand den Baiern gegenüber getreten. Hier zu Land rühren sich nicht einmal die Männer."

Die Magd sah ein, daß sie über diesen Gegenstand nichts mehr äußern dürfe, ohne ihre Herrin auf das Aeußerste zu reizen.

„Ich bin nicht aus dem Teig gemacht, wie die Goldecker“,“ sagte die Anna noch barsch, dann schwieg sie, von Zeit zu Zeit ihre Augen zum Fenster hinauswerfend.

„Ach, wer weiß, wie lange das Alles noch dauert,“ fuhr die Magd fort. „Es geht ein Gerede, daß der Russe die Baiern und ihren Napoleon fast ganz aufgerieben hat.“

„Schwätzereien“, erwiderte die Anna. „Was wollen die Leute wissen?“ Wenn das wahr wäre, so ließe man es ihnen nicht wissen. Hat's aber der Russe wirklich gethan, so hat er Recht. Ich machte es grade so, wenn mir Jemand in mein Haus einbräche.“

„Mich dauern aber die armen Soldaten, lauter junge, rüstige Leut'“.

„Warum sind sie so dumm und gehen mit. Hätten sie's gemacht, wie Andere, so säßen sie jetzt in ihrer Heimath und die Großköpfe könnten ihren Streit allein mit einander ausfechten.“

Die Magd merkte, daß ihre Herrin auf ein Gebiet gerathen war, auf welchem ihre Gedanken mit Vorliebe spazieren gingen.

„Die sind deshalb auch nit zu neiden, die Häuter“, erwiderte sie. „Ich habe mir sagen lassen, daß von den vielen Deserteuren, die sich in unserer Gegend aufhalten, es den Meisten schlecht genug geht. Ja, es giebt solche, die sich auf dem Berg oben aufhalten, wie das Wild, sich

in Almhütten und Heustadeln verkriechen und dabei die Angst aushalten müssen, daß sie halb todt geschlagen werden, wenn die Schergen sie wieder erwischen."

„Das macht Alles nichts", erwiderte die Kroaten-Anna kurz, „dafür haben sie ihre Freiheit."

„Schöne Freiheit das," entgegnete die vorwitzige Dirne, „wenn sie nicht unter die Leute dürfen.".

„Wer weiß?"

„O, da weiß ich gleich einen Buben von einem Wagrainer Bauern — wie man's dort heißt, fällt mir nit gleich ein, ich weiß nur, daß der Bub Toni heißt. Wie oft hat der Gerichtsdiener von dem erzählt, daß sie ihm nachgegangen sind, und daß sie ihn auf dem Berg herumgehetzt haben, wie einen Gemsbock. Und grad der ist's, den sie neulich beim Waldbrand ober dem Thomasgraben mitten im Feuer gefunden haben."

„Der sich aber wieder herausgehaut und den Bütteln das Nachschauen gelassen hat. Der gefiel mir, das ist ein schneidiger Bub — ein ganz Anderer, wie so viele Ofenhocker."

„Aber die Lebensgefahr!"

„So, und die Freiheit rechnest du für nichts? Wenn er gleich oft dem Sturm ausgesetzt ist, so haben doch, mein' ich, die Baiern noch nicht allen Christenglauben und alle guten Leut' aus dem Land gebracht, so daß es alleweil

noch gute Menschen giebt, die so einem armen Teufel aushelfen. Meinst du, die Buben sind gerade dafür da, daß sie sich für den König von Baiern todtschinden lassen? Wofür denn? Etwa dafür, daß er sich noch nie da herinnen hat sehen lassen, so lang das Landl sein gehört, oder dafür, daß seine Schreiber und seine Pfleger mit ihren Winterfenstern vor den Augen den Leuten das Fell ausziehen? Ich sag' dir, lieber wär' ich auf der Wetterwand droben, wo die Adler ihre Nester anlegen, als daß ich mich hunzen und prügeln ließe."

„Aber euer Vater," wagte die Dirne einzuwenden, „war doch auch Soldat?"

Die Kroaten-Anna betrachtete das Mädchen mit einem sonderbaren Blick. Dann sagte sie:

„Ist es einerlei, seinem Kaiser zu dienen, dem das Land gehört, seit Menschen denken, oder so einem neugebackenen König, der doch weiter nichts ist, als dem Franzosen sein Schuhputzer? Dort, wo mein Vater daheim ist — und das Land ist weiß Gott ein Paradies gegen das schieche Bergloch da, weil Alles in Fülle wächst, was der Mensch braucht — haben seine Vorfahren, die sich vor den Türken aus einem anderen Lande haben flüchten müssen, Schutz und Obdach gefunden. Der Kaiser hat ihnen Feld und Wald und Vieh und Häuser gegeben und hat dafür verlangt, daß sie im Nothfall sein Reich schützen

helfen müssen. Ist da was Unrechtes dabei? Und der Baier, der auch nit besser haust, wie der Türk', der in Tirol drinnen und draußen am Lueg die Weiber und Kinder umgebracht und die Häuser angezündet hat, der, so lange er herin ist, nichts thut, als uns das Geld und Leut' wegnehmen, weil's sein Herr, der Napoleon, braucht, der will sich neben den Kaiser stellen? Dasselbige giebt's nicht."

Der Athem versagte dem schönen Mädchen, so hatte es sich in den Zorn und die Begeisterung hineingeredet. Ihr Auge blitzte und um den Mund spielte ein böser, rachsüchtiger Zug. So mußte jene Jungfrau ausgesehen haben, die an zwei Jahrzehnte früher am Eingang der wilden Eisackschluchten, bei Spinges den stürmenden Franzosen die Fahne des Landes Tirol entgegen trug.

„Und trotzdem," fuhr sie, nachdem sie sich gesammelt hatte, mit fast gleicher Leidenschaft fort, „trotzdem hat er eines Tages seinen Säbel weggeworfen und ist der Sklaverei entflohen. Das freut mich bis auf's Todtenbett, daß ich einen solchen Vater gehabt hab' — es war das letzte Schöne, was er gethan hat. Daß er da, in dem Land, unter dem Volk geblieben ist, das kann ich ihm gerad so wenig verzeihen, wie die Narrethei, an der meiner Mutter fast das Herz gebrochen ist. Und —"

Hier hielt das zürnende Mädchen inne.

„Gut", sagte sie, „ich will von der Geschichte nichts

mehr hören. Laß mich in Ruhe. Ich sag' nur so viel; Wenn alle Deserteure zu mir kämen, ich gäbe ihnen allen zu essen und verstecken helfen thät ich sie, so lang ich noch einen Winkel im Haus oder im Wald wüßte, wohin die bairischen Schnüffler ihre Nasen nicht stecken."

„Ich glaube, das wird schwer sein", entgegnete die Magd mit etwas schnippischer Miene. „Die Gerichtsdiener erzählen überall, daß es bald an ein großes Treibjagen gehen wird und daß man die Deserteure ausräuchert, wie es der Waldbrand drüben mit dem Toni gethan hat. Der Scharnitz . . . . "

Hier unterbrach sie ein Gelächter ihrer Herrin. „Der Scharnitz — nu, wenn nur der Scharnitz vorne dran ist!" rief sie. „Da kriegen doch die Wolfsauer Hexen wieder etwas zu thun, daß sie ihm seine Buben anbannen. Schöne Leute stellen die Baiern an, das muß ihnen ihr Feind lassen. Da können die Deserteure Kirchweih halten, wenn sie erfahren, daß der vorne dran ist. Ich sag', die ganze Geschichte ist noch alleweil mehr zum Lachen, als zum Weinen."

„Ich sag' nur, was ich gehört hab'", fuhr die Magd fort. „Besonders haben sie's auf die Gegend über dem Thomasgraben drüben, unter den Vierkögeln, auf dem Haaseck und in Großarl abgesehen. Der Scharnitz hat einen Verweis gekriegt, daß sie das letzte Mal in der

Wolfsau und beim See nichts gefangen haben. Jetzt will er mehr Eifer zeigen."

„Es ist gut", sagte die Anna, „für den Scharnitz ist gesorgt. So gut es du weißt, wissen es vorher Alle, die es angeht. Wenn man in die Fuchsbaue schaut, ist der Fuchs bei einem anderen Loch draußen."

„Gott geb's", erwiderte die Magd, „daß die armen jungen Burschen nicht in die Hände ihrer Peiniger fallen. Seit ihnen der Toni durch ist, sind sie schier wüthig geworden. Ich glaube, die Gensdarmen hätten gern davon gar nichts gesagt, wenn nicht so viele Leute dabei gewesen wären — einen Wildschützen, den sie auch noch dazu erwischt haben, hat der Pfleger ohnehin gleich nach Mittersill hinauf schaffen lassen — ich sag', sie möchten sich gar nicht einmal so viel um die Leut' alle kümmern, wenn sie nicht immer etwas wieder davon zu hören und zu sehen bekämen. Dann fürchten sie sich vor ihren Oberen und so geht die Geschicht' fort. Der Herr Pfleger zum Beispiel ist gegen die Leut' nit so übel und —"

„Der Pfleger, das ist gerade der allerschlechteste", rief die Kroaten-Anna zornig. „Es thut mir leid, daß du weißt, was neulich hier vorgegangen ist. Daß er in mich verliebt ist — das nehme ich ihm nit übel, das täht ich auch, wenn ich er wär' und in Goldeck sein müßte.

Aber daß er mich behandelt hat wie eine von seinen Kucheldirnen, das vergißt ihm die Kroaten-Anna nicht."

In diesem Augenblicke ging ein Mensch draußen am Zaun vorüber, der gerade so große Lust hatte, in ihr Haus hinein zu gehen, als neulich der Gensdarm. Er blieb auch vor den Bohnen stehen und schaute gegen das Zimmer mit den offenen Fenstern, aus welchem die frische, helle Stimme des jungen Mädchens klang.

Dieses bemerkte ihn und sagte zur Magd:

„Da, schau hinaus — der dort ist kein Goldecker? Was hat denn der hereinzugaffen?"

Sie hatte aber noch nicht ausgesprochen, als sich schon das Gatter draußen öffnete und der Mann auf die Hausthüre zukam. Er war gekleidet, wie Bauernbursche, nur trug er einen Jägerhut. Aus seinen verwetterten Zügen sprach Kühnheit.

„Geh hinaus und horch, was er will."

Nach einigen Augenblicken hörte die Anna den Mann sagen:

„Ich hab' nur nachsehen wollen, ob mein Basl nit vielleicht da auf Besuch ist, die Magd vom Pfleggericht, die —"

„Nein, die ist nit da — es ist nur die Bäuerin daheim."

„Ganz allein die Bäuerin?"

„Ja, sonst Niemand.“

„So, dann geh' ich zur Bäuerin.“

Die Kroaten-Anna liebte Besuche und neugierige Personen in ihrem Hause nicht. Als sie das Begehren des Fremden hörte, stand sie deshalb auf, ging vor die Thüre hinaus und betrachtete sich den Burschen.

Ihre fragenden Blicke waren eine stumme Aufforderung, sein Anliegen sofort vorzubringen.

Das Auge, die Miene, die Gestalt, das Auftreten des Mädchens machten den Mann verlegen.

„Ich hätt' ein Wort mit euch zu reden, Bäuerin“, sagte er, den Hut lüftend, doch sich sofort wieder damit bedeckend.

„Ich kenn' euch nicht,“ entgegnete die Anna trocken. Ihr werdet mir wohl gleich sagen können, wer euch hierher geschickt hat oder was Euer Anliegen ist.“

Ich mein, es ist besser“, sagte der Fremde im Hinblick auf die gespannt zuhörende und ihn unverwandt anblickende Magd, „wenn ich mit der Bäuerin allein reden könnt“.

Es war die Neugierde der Kroaten-Anna erregt und sie winkte dem Ankömmling, in die Stube einzutreten. Die Magd verlor hierdurch nichts, weil sie außen an den nämlichen Fenstern horchen konnte, an denen neulich der Gensdarm seinem Schicksal verfallen war.

Der Fremdling, der in seinem Leben noch keine anständige Stube, bunte Vorhänge oder silberne Figuren anderswo als in der Kirche gesehen hatte, war verblüfft über den Anblick, der sich ihm hier bot.

„Vor Allem, wer seid Ihr?" fragte die Kroaten-Anna, nachdem sie neben ihrem Eichentisch Stellung eingenommen hatte, die Hand auf seinen Bord stützend.

„Ich heiße Scharler, aber die Leute sagen: der Scharler Seppl. Mein Geschäft ist allerhand — ich schieß, ich —"

Trotz der Dehnung, welche der Scharler Seppl dem eigenen Wirkungskreis geben wollte, brachte er nichts weiter mehr heraus. Er schloß seine Rede mit einem endlosen: „Ich —"

„Begreife", sagte die Kroaten-Anna, „Ihr seid eben ein Wildschütze. Vielleicht auch ein Deserteur. Bei mir braucht ihr kein Blatt vor den Mund zu nehmen. Sagt nur frei heraus, was ihr von mir wollt."

„Gegenwärtig hab' ich ein anderes Geschäft," erwiderte der Scharler Seppl. „Wie ich unten zum Kalkofen gekommen bin, steht einer da, den ich nicht kenne, und fragt mich, ob ich nach Goldeck hinauf gehe. Wie ich sage: Ja, so sagt er, daß er auch gern hinauf ginge, daß es aber jetzt zu windig wird. Ich sehe gleich, daß ich Einen vor mir habe, der sich nit sehen lassen darf."

In diesem Augenblicke gewahrte die Kroaten-Anna,

daß die Fenster offen waren. Sofort schritt sie darauf zu und schloß dieselben.

„Red' nur zu, Landsmann," sagte sie mit aufmunterndem Ausdruck ihrer Augen.

„Der beim Kalkofen hat blos gesagt: „dich kenn ich — ich hab dich oft auf unserem Berg gesehen. Ich weiß, daß du ein Wildschütz bist. Von dir hab' ich also nichts zu fürchten. Du gehst zur Kroaten-Anna hinein, wenn du nach Goldeck kommst, und sagst, der Bekannte vom Haaseck läßt ihr wissen, daß er sich jetzt eine Zeit ganz versteckt halten muß." Da bin ich, um das auszurichten."

„Und das soll mich angehen?" sagte die Anna. „Wie hat denn der Mann ausgesehen?"

„Daß ich dir's gesteh — anfangs hab' ich ihn für einen Burschen gehalten, der einmal drinnen in Großarl in einem Futterstadel gehaust hat und wegen dem ich damals in allerhand Schlimmes gerathen bin. Du weißt, die Flüchtlinge haben keine Gelegenheit, sich den Bart abzunehmen, und so schaut bald der Eine wie der Andere aus, weil man fast gar kein Gesicht mehr zu sehen bekommt. Aber dann ist er mir doch in der Stimme anders vorgekommen. Aber jung ist er noch und soviel ich hab' sehen können, ein sauberer Bursch dazu."

Ein flüchtiges Roth zog sich über die Wangen der jungen Bäuerin.

„Ich weiß nicht, was das mich angehen soll", sagte sie. „Wahrscheinlich hast du nicht recht verstanden. Wie war er denn angekleidet?"

„Das könnt' ich nimmer genau beschreiben. Ich mein', so wie einer, der auf einer Almhütte zu schaffen hat, ein Hüter oder Senner."

„Ich kenne Niemanden, der so ausschaut und der mir etwas zu sagen haben soll", entgegnete Anna kurz. „Aber ich bedank mich schön. Doch, wie ist's mit dem — du hast vorhin gesagt, der Mann habe dir aufgegeben, du sollst sagen, es sei windig auf dem Berg. Ist vielleicht wieder etwas vorgefallen?"

„Hast du nichts davon gehört, Bäuerin?" sagte der Scharler Seppl, in seinem Eifer plötzlich das „du" annehmend, „du denkst doch an den Waldbrand, der vor ein paar Tagen war?"

„Freilich".

„Nu ja, gerad' zu der Zeit war ich drüben und hab' mich ein bissel nach Wildpret umgeschaut. Plötzlich, ich weiß gar nit, wie schnell das geschehen ist, schlagt das Feuer aus dem Wald, ich höre Geschrei und seh' den nämlichen Burschen, den ich schon lang einmal in Großarl drinnen bei seinem Futterstadel angetroffen habe, mitten unter den Gendarmen. Und ehe ich mich recht umschaue,

haben sie mich auch gepackt und mit Kolbenstößen abwärts getrieben."

„So, also du bist derjenige, der dabei war, wie der Toni durch ist?" sagte die Kroaten-Anna lachend. „Das freut mich."

Darauf schritt sie zur Thüre, rief die Magd und befahl ihr, eine Flasche alten Kirschbranntweins und Schinken herauf zu bringen.

Von diesem Augenblicke an war der Scharler Seppl in ihrem Hause ein geehrter Gast.

Der Wildschütze ließ sich nicht zweimal bitten, sondern that dem vorgesetzten Trunk und der Speise Ehre an.

Dabei erzählte er der Bäuerin ganz ausführlich, wie es damals zugegangen war. Als er der Sennhütte erwähnte, vor welcher die Hauptszene abgespielt hatte, erbleichte die Bäuerin. Doch unterbrach sie die Erzählung nicht, und als aus ihr hervorging, daß sich sonst bei oder in der Hütte nichts zugetragen hatte, breitete sich allmählich wieder die gewohnte anmuthige Röthe über ihr Gesicht aus.

„Nimm dich jetzt nur in Acht, Scharler Seppl, daß du ihnen nicht in die Hände fällst," sagte sie, nachdem er seinen Bericht beendigt hatte.

„Mich kriegen sie sobald nimmer," erwiderte er lachend. „Ich hab's auch gar nit nothwendig, daß ich so-

bald zum Schießen komme — ich hab' etwas Anderes entdeckt, was mir mehr tragt."

„Nu, und was wär' denn das?"

„Dir kann ich's sagen, weil du kein Mannsbild bist und mir nit in meinen Erwerb hineinpfuschst", sagte der Scharler Seppl und zog einen goldenen Ring aus einem Papier hervor, auf welchem ein schöner Smaragd funkelte.

Die Kroaten-Anna blickte den Wildschützen scheu an.

Dieser errieth den Sinn ihrer Blicke und beeilte sich zu erwidern:

„Ich weiß auf den hohen Tauern irgend einen Ort, wo es diese Steine giebt. Ich hab' ein ganzes Nest davon gefunden, gleich funfzehn oder zwanzig auf einmal. Die hab' ich zum Goldschmied in Zell getragen — er hat sie mir ordentlich bezahlt, und damit ich doch ein Andenken daran habe, hat er mir einen in Gold gefaßt — es ist der da."

Die Kroaten-Anna betrachtete das Geschmeide mit blitzenden Augen.

„Und so was findet man auf dem Gebirge, sagst du?"

Sie sprach nicht weiter, so sehr überwältigte sie die ihr angeborene Liebhaberei für Gegenstände des Wohllebens und des Glanzes.

„Freilich," sagte der Scharler Seppl, „die Steine werden ja nicht gemacht. Freilich schauen sie ein wenig anders

aus, dort, wo man sie aufklaubt. Sie müssen erst geschliffen werden, damit sie Glanz und Feuer bekommen."

„Höre, Scharler Seppl, kannst du mir nicht auch solche Steine bringen. Ich gebe dir dafür, was dir der Goldschmied giebt, und noch mehr."

„Warum nicht? Wenn ich wieder solche finde, werde ich an euch denken, und —"

In diesem Augenblick schien ein überraschender Gedanke das Gehirn des Wildschützen zu durchkreuzen. Er schwieg eine Weile, während welcher die Augen Anna's fest auf ihn gerichtet waren. Dann fuhr er fort:

„Wenn ich auch die Steine nicht selber euch bringen kann, so schicke ich einen sicheren Mann. Die Bezahlung werde ich mir später schon holen."

„Mir ist's gleich," sagte die Kroaten-Anna, „aber vergiß nicht darauf."

Die Sonne war untergegangen und es begann im Zimmer zu dämmern.

Theilweise die Scheu vor den Gedanken, ihrer Magd und dem Gerede der Nachbarn, theilweise das Bedürfniß, mit ihren Gedanken allein zu bleiben, bestimmte sie, nunmehr dem Wildschützen zu sagen:

„Ich bedank' mich auch vielmals, Scharler Seppl. Es wird dunkel und ich muß nach meinen Leuten sehen.

Wenn du wieder um den Weg bist, so kehre ein — und vergiß die schönen Steine nicht!"

Der Scharler Seppl verließ das Haus wohlgemuth. Er hatte unverhofft einen Weg gefunden, wie er dem Waldner seine Bahn ebnen konnte.

Er war so reichlich mit Geld versehen, wie seit Jahren nicht, obwohl er Christian, der ihn nach Zell begleitet hatte, einen ansehnlichen Theil seines Gewinnes hatte zukommen lassen. Nach allen Entbehrungen, nach aller Anstrengung und Aufregung der letzten Tage mußte ihm das Wirthshaus wohlthun.

Er begab sich deshalb zum Lanier, wobei er sich noch die Genugthuung erhoffen konnte, daß die Gendarmen vor Aerger würden bersten wollen, wenn sie ihn dort zechend fänden.

Neuntes Capitel.

Ein Zwiegespräch zwischen Honoratioren.

Um diese Abendstunde saß der Pfleger in dem gewölbten Saale des Schlosses vor einem Tische, der mit allerlei Akten bedeckt war. Ihm gegenüber, gerade unter dem Bilde des Königs von Baiern, saß ein ältlicher Mann, dessen Miene auf den ersten Blick den Bureaumenschen erkennen ließ. Es war der wahre Gegensatz zu der runden, sinnlichen, epikuräischen Figur des Pflegers — eine vergilbte, dürre Exzellenz mit einer Kinderstimme und blöden, lichtscheuen Augen, die hinter einer goldenen Brille blinzelten.

„Lieber Pfleger," sagte eben die Exzellenz mit einer Stimme, deren Klang fast ein Kichern genannt werden konnte, „sagen Sie nur, was hat denn eigentlich nur das Volk, daß es nicht so recht pariren will?"

Der Pfleger schmunzelte, warf einen zerstreuten Blick

nach dem Bild des Königs, welches heiter auf ihn herab zu lächeln schien, und sagte:

„Herr Regierungsdirektor, wenn ich die Wahrheit sagen soll, so muß ich gestehen, daß sich unter diesen Köpfen ganz verschiedene Einflüsse breit machen.“

Der Regierungsdirektor mochte einen längeren Exkursus voraussehen und stärkte sich mit einer Prise Spaniol, von welcher die größere Hälfte auf den Teppich hinab fiel.

„Es ist, wie ich sage“, fuhr der Pfleger fort. „Wenn ihnen das durchlauchtigste Erzhaus Oesterreich ihre Buben als Soldaten weiter schleppte, so wäre das halbe Geschrei nicht. Da verhielten sich die Pfaffen still, denn es gäbe keine Gelegenheit, gegen die kirchenräuberischen Regierungen und die exkommunizirten Könige zu predigen. War's in Tirol etwa anders? Hätten die Kapuziner und was darum und daran hängt, die Leute vor unsere Kanonen gebracht, wenn Seine Exzellenz der Herr Minister von Montgelas seine Mußestunden der Mästung dieser Parasiten gewidmet hätte? Hat es nicht immer geheißen, die Religion wird unterdrückt? Gerade so ist's hier auch und das Geschrei über die Rekrutenaushebungen wäre nicht den zehnten Theil so arg, wenn man die Buben nach Rom marschiren ließe, um den Papst wieder auf den Thron zu setzen, der jetzt in Frankreich sich einer Gefangenschaft zu erfreuen hat, um die ihn jeder Vernünftige beneiden muß, statt daß sie mit

demjenigen, der ihn gefangen hält, fort in den Krieg ziehe. Das ist des Pudels Kern."

Der Herr Regierungsdirektor begleitete diese Auseinandersetzung durch ein beifälliges Trommeln auf seiner Tabatière. Der Pfleger aber fuhr fort:

„Wenn es nicht so wäre, so müßte man die Leute alle miteinander für wahnsinnig halten. Die schöne Sentenz: Unter'm Krummstab ist gut wohnen, hat niemals ein eklatanteres Dementi erfahren, als durch die Wirthschaft dieser Erzbischöfe, die es verstanden haben, sich eine Stadt von Marmorpalästen zu bauen, wozu sie das Geld aus dem armen Lande preßten, in welchem es mehr Felsen und Eiswüsten giebt als Getreidefelder. Aber natürlich, es war ja die Kirche, die sie aussackte, das thut nicht so weh. Wenn man die Geschichte dieser Firmian, Wolf Dietrich, und wie diese Herren alle heißen, durchgeht, so möchte man sich wundern, daß überhaupt noch eine Achtung vor irgend welcher Obrigkeit in diesem Lande bestehen kann. Diese wollüstigen Pfaffen, die in Mirabel oder Hellbrum bei Cyperwein und Fasanen, bei Feuerwerk und Maitressen, außer der Gehörweite der Seufzer dieser Gebirgs-Plebejer waren, von denen sie überhaupt nur einen zu sehen bekamen, wenn er zum Treiben auf der Hirschjagd requirirt wurde, hausten wie der große König in Frankreich, nur daß sie ihre Einkünfte

aus einem Land zogen, in dessen Hälfte nicht einmal mehr Erdäpfel wachsen."

„Hm, hm!" machte Exzellenz, indem sie einen forschenden Blick auf den Pfleger heftete und noch stärker auf die Tabatière trommelte, als vorhin.

„Ein Theil der Renitenz", fuhr der Pfleger fort, „ist immerhin auch auf die Nachwirkung jenes gottseligen Regiments zurückzuführen, wie es ja auch feststeht, daß die Revolution in Frankreich ihre Ursachen in Umständen fand, die auf Generationen zurückreichten."

„Ei, ei, Herr Pfleger!" lächelte der Regierungsdirektor, indem er sich eine ungeheure Prise in die Nase schob.

Der Pfleger wußte, wie er diese Warnung zu nehmen hatte, und fuhr fort:

„Es ist übrigens auch noch ein anderer Grund vorhanden, der nicht außer Acht gelassen werden darf. Wie ich selbst gelegentlich erfahren und wie mir vor Allem mein Kollege von Mittersill mittheilt, steckt in den Bergen ein querköpfiger Eigensinn, eine Bockbeinigkeit, ein Haß gegen die Zivilisation und den Fortschritt, daß man an Fanatismus glauben möchte. Wer sollte es glauben, daß trotz aller Dragonaden und Verbannungen noch hier und dort in Berghöfen, zu denen niemals ein anderer Mensch kommt, als diejenigen, welche darin sitzen, es Dickschädel giebt, die heimlich die Bibel lesen und sie sich in ihrer Weise

auslegen, auch solche, die hier und dort Konventikel halten, in welchen der Untergang aller Kaiser und Könige, das tausendjährige Reich, das große Herren-Abschlagen, die Ankunft des Schweizer-Stieres und wie die Gestalten dieser Bauern-Apokalypse alle heißen mögen, prophezeit wird. Ich für meinen Theil, der ich in meinem Bezirk mit derartigen Leuten nichts zu schaffen habe, fasse diese Sachen von der poetischen Seite auf und finde sie pittoresk, romantisch, interessant, Alles, was man will."

„Ganz gut", unterbrach hier der Regierungsdirektor ungeduldig den poetischen Pfleger, „die Sache mag ja ganz merkwürdig sein. Der Regierung ist es aber darum zu thun, eine bessere Stimmung hervorzurufen, und deswegen bin ich da, um die Stimmen und Meinungen der Beamten in dieser Richtung einzuholen. Für die Regierung ist nichts lästiger, als sogenannte interessante Unterthanen."

„Gestatten mir Herr Regierungsdirektor, Ihnen statt meiner Antwort eine Stelle aus einem Buch anzuführen, an dem ich mich erst gestern Abend wieder ergötzt habe. Ich muß nämlich gestehen, daß ich eine alte Liebhaberei in diese Berge hereingetragen habe und mich mit klassischer Literatur beschäftige. Wie sollte ich es sonst in diesem Kastell aushalten?"

Der Regierungsdirektor war offenbar überrascht über den Ton, in welchem hier zu ihm gesprochen wurde und

den er wahrscheinlich auf seiner Visitationsreise noch nirgends zu hören bekommen hatte. Doch war ihm der Eindruck desselben nicht unangenehm. Denn auch solche Herren sind froh, wenn sie einmal etwas Anderes vor sich sehen, als die Katzenbuckel und die Lippen, die übertriefen von katzenbuckligen Redensarten, oder als die Schönfärber, die, anstatt die Schäden zu schildern und zu ergründen, sie zu verkleistern und zu bemalen trachten, die Süßlächler und Beschöniger.

Heute war es nicht wie neulich Horatius, der aufgeschlagen dalag (vielleicht hatte der Empfang bei der Kroaten-Anna dem Pfleger den Geschmack an der rosigen Heiterkeit des venusinischen Sängers genommen), sondern der tragische Euripides und zwar die Phönizierinnen, denen die jammernde Jokaste ihren thränenreichen Prolog vorausschickt.

Der Pfleger nahm das Buch in die Hand und las folgende Stelle vor:

„Wohl muß ich darum überall hin, dort und hier,
Die Blicke werfen, ob dein Aug' mich nicht berückt.
Doch mit dem guten Schwerte hier die Hand bewehrt,
Schaff' ich getrost mir sichere Bahn und fürchte Nichts."

Dann fügte er folgenden prosaischen Kommentar bei:

„Wir machen ruhig fort wie bisher, thun in der Verwaltung und Rechtspflege unsere Schuldigkeit, haben so

viel als möglich mit dem beschränkten, unwissenden, aller Bethörung und allem Aberglauben preisgegebenen Volke Nachsicht, und diejenigen, die gegen den Stachel lecken, die schlagen wir nieder oder machen sie unschädlich. Das ist meine Weisheit, Herr Regierungsdirektor!"

„Hm, hm", entgegnete dieser, „ich muß gestehen, daß ich, wenn die Frage allgemein gestellt wird, eben auch keine andere Antwort zu geben wüßte. Aber das Spezielle, Herr Pfleger, das Spezielle!?"

„Das Spezielle, Herr Regierungsdirektor, muß immer von Fall zu Fall nach dieser allgemeinen Norm beurtheilt werden. Schaue ich mir zum Beispiel den Fall mit den Deserteuren und Wildschützen. Hier handelt es sich darum, die Leute einzufangen und so zu strafen, daß ihnen und Andern die Lust an solchem Treiben vergeht. Ich habe ganze Treibjagden veranstaltet zu diesem Zweck."

„Hm," erwiderte der Regierungsdirektor, „aber mir scheint, gerade diese Jagden haben nach dem, was ich höre, einen mittelmäßigen Erfolg gehabt."

„Es fehlt an den Organen, Herr Regierungsdirektor. Wir haben da einen gewissen Scharnitz — der Mensch ist eine Figur für einen Policinellokasten. Seine Untergebenen treiben ihr Gespött mit ihm. Außerdem ist auch zu bedenken, daß die Deserteure von allen Seiten unterstützt werden. Es dauert eben lange, bis in einer solchen Be-

völkerung der gesetzliche Sinn hergestellt ist. Meine Nachfolger, denke ich, werden einer nach dem andern schon immer verhältnißmäßig bessere Zustände vorfinden. Was übrigens die Deserteure anbelangt, so habe ich durch Hausdurchsuchungen, Drohungen und Strafen es so weit gebracht, daß nach meiner Meinung sich keiner mehr unter einem Dache befindet."

„Diese Leute sollten also andere Gegenden aufgesucht haben?" warf der Regierungsdirektor mit etwas ungläubiger Miene dazwischen.

„Zum Theil wohl", entgegnete der Pfleger. „Worauf ich aber noch mehr Gewicht lege, ist, daß diejenigen, die vielleicht in meinem Bezirke zurückgeblieben sind, es nicht mehr wagen, bei den Bauern um Gastfreundschaft nachzusuchen, sondern sich auf irgend eine Weise im Gebirge verstecken müssen. Erst neulich haben wir Gelegenheit gehabt, uns hiervon zu überzeugen. Bei Gelegenheit eines kleinen Waldbrandes wurde eine Höhle entdeckt, in welcher sich einer von diesen Leuten seine Wohnstätte eingerichtet hatte. Der Brand hat ihn verscheucht und seither ist er verschwunden."

„Mich sollte aber doch dünken", sagte der Regierungsdirektor, „daß eine Lebensweise, wie diese nicht denkbar ist ohne die Unterstützung Anderer. Woher soll denn ein solcher Mensch leben, mitten in den Wildnissen?

Sollte etwa die Jagd allein ausreichen, solche Einsiedler zu ernähren?"

„Wäre das auch nicht der Fall", entgegnete der Pfleger, „so würde eben dadurch, daß sie sich hilfsbedürftig an die Gebirgsbewohner wenden müssen, schon viel erreicht sein. Erstens müssen sie ihr eigenes Elend zur Schau tragen und zweitens werden sie zuletzt lästig. Denn das Mitleid der Bauern dauert nicht ewig."

Der Regierungsdirektor klopfte auf die Dose und schien, in Gedanken versunken, die Worte des Beamten kaum zu hören.

Plötzlich ließ er den Kopf zurückfallen und sagte mit einer raschen Bewegung:

„Was würden Sie von einer allgemeinen Amnestie halten, Herr Pfleger?"

Dieser schaute seinen Vorgesetzten überrascht an, besann sich eine Weile, indem er den Blick starr über verschiedene Gegenstände des Gemaches dahingleiten ließ, und erwiderte:

„Dies, Herr Regierungsdirektor, schiene mir, mit Erlaubniß gesagt, gerade die unglücklichste Lösung der Schwierigkeit zu sein."

Der Regierungsdirektor stutzte und warf ihm über seine goldene Brille hinweg einen wenig ermunternden Blick zu.

„Wieso meinen sie das, Herr Pfleger?“ sagte er trocken, während sein rechter Arm mit der Dose hinabfiel.

„Ich werde mir erlauben, meine Meinung kurz zu begründen. Wenn es Soldaten in Seiner Majestät Armee giebt, die schlecht gesinnt sind und dem Beispiel einiger Uebelberathenen zu folgen geneigt wären, so wird nichts sie mehr abschrecken, ihr Vorhaben durchzuführen, als die Nachricht, die sie von daheim über das Schicksal dieser Menschen erhalten. Wenn mich nicht alle meine Erkundigungen betrügen, so ist der Hauptbeweggrund, aus welchem diese Leute davon laufen, im Heimweh zu suchen. Wenn sie nun von zu Haus erfahren, daß die meisten wieder über die Grenze in ein fremdes Land flüchten müssen, oder aber gezwungen sind, sich wie ein Gemsbock oder ein Bär im Gebirg zu verschliefen, so werden sie sich ihren Entschluß überlegen. Etwas Anderes wäre es freilich, wenn sie erfahren, daß das Davonlaufen straflos ausgegangen ist. Mancher, der jetzt noch nicht daran denkt, würde sich versucht fühlen, seiner Heimath wenigstens einen Besuch abzustatten. Nützt es ihm nichts, so kann es ihm ja auch nichts schaden, und ein wenig Abwechselung im Kasernenleben wird ihm unter allen Umständen angenehm genug vorkommen.“

„Ich sprach aber, wenn Sie mir es erlauben, von denjenigen, die bereits Deserteure sind, nicht von denjenigen,

welche es werden wollen", bemerkte der Regierungsdirektor trocken.

„Ich glaube den Zusammenhang nachgewiesen zu haben, welcher eintretenden Falles, wie ich fürchte, hergestellt werden wird", bemerkte der Pfleger mit verbindlichem Lächeln. „Aber die Sache hat auch noch ein andere Seite, welche ich mir stärker zu betonen erlaube, weil sie insbesondere mich angeht. Wie groß wäre wohl noch das Ansehen, glauben Herr Regierungsdirektor, welches mir und meinen amtlichen Handlungen übrig bliebe, wenn durch höheren Machtspruch Alles das annullirt würde, was ich gegen die beregten Uebelstände angeordnet habe? Offenbar würden mir die Herren Deserteure, die ich bis auf die Gebirge hinauf habe verfolgen und hetzen lassen, in's Gesicht lachen, wenn sie mir auf dem Wege begegneten. Ihre Eltern und Verwandten, deren Häuser bei Nacht und Nebel mehr als einmal von meinen Leuten zu oberst und unterst gekehrt worden, würden sich für berechtigt halten, in den Wirthshäusern über mich zu schimpfen. Neue Verbote oder Verordnungen wären ein Gegenstand des Spottes. Bis jetzt, scheint mir, haben auch die Verstocktesten Scheu vor dem Gesetz und der Gewalt — das Alles wäre weggeblasen, wenn man mit einem Mal die ungesetzliche Handlungsweise auf das Niveau der erlaubten erhöbe. Ich glaube schon jetzt versichern zu

können, daß ich in diesem Falle die Regierung Seiner Majestät um Entfernung von meinem dermaligen Posten unterthänigst angehen müßte."

„Ei, ei, lieber Pfleger," sagte der Regierungsdirektor mit gezwungenem Lächeln, indem er seine Dose in die linke Hand gleiten ließ und ihm den Zeigefinger der Rechten wie verweisend entgegenstreckte.

„Herr Regierungsdirektor unterlegen meiner submissesten Aeußerung zu viel Kühnheit. Doch, um wieder auf die Sache zurückzukommen, dürfte auch die gegenwärtige Chance der Politik nicht völlig außer Acht gelassen werden."

„Was meinen Sie damit, Herr Pfleger?"

„Herr Regierungsdirektor erlauben, daß ich mich hier für einen Augenblick auf den Standpunkt der Leute stelle, mit welchen wir es leider zu thun haben. Ich selbst hüte mich allerdings vor allzu vertraulicher Berührung, indem ich es vorziehe, mich hinter einem gewissen Nimbus zu verbergen."

Der Regierungsdirektor, den gewisse Zuträger nicht verfehlt hatten mit dem einen oder anderen Abenteuer des Pflegers im Genre desjenigen, das im Hause der Kroaten=Anna so jämmerlich verunglückt war, bekannt zu machen, lächelte. Der Pfleger, welcher nicht wußte, wie

er sich das auslegen sollte, schaute ihn verwundert an und fuhr nach einer Weile etwas zögernd fort:

„Es gehen sehr beunruhigende Gerüchte über unseren Feldzug in Rußland. Die Geistlichkeit prophezeit, daß von der ganzen Armee kein Mann zurückkehren werde, und weist unverholen darauf hin, daß das Strafgericht über alle die Monarchen angefangen habe, welche sich bei der Beraubung und Einkerkerung des heiligen Vaters betheiligt und sich dadurch die Folgen des Bannstrahles zugezogen hätten. Soweit das Volk. Wir sind nicht in der Lage, zu beurtheilen, wie es in Rußland steht, die Regierung schweigt, doch macht Alles den Eindruck der Schwüle und Beängstigung."

„Uebertrieben, mein Lieber, Alles geht vortrefflich, die Russen haben sich in das Innere des Landes zurückgezogen, die große Armee steht vor Moskau und in wenigen Tagen vielleicht erhalten wir schon die Nachricht von dem Frieden, welchen der unbesiegbare Kaiser jenen Barbaren auferlegt haben wird. Es wird das der höchste Triumph sein, den die große Nation und wir, ihre Verbündeten, jemals über einen mächtigen Feind davon getragen haben."

„Desto besser, Herr Regierungsdirektor, nur um so besser. Denn wenn die Voraussagen dieser Leute Lügen gestraft sind, können wir schon an so etwas wie Amnestie

denken. So lange sie aber scheelsüchtig an unseren Untergang glauben oder darauf hoffen, ist eine allgemeine Verzeihung in ihren Augen ein Eingeständniß der eigenen Schwäche. „Jetzt wollen sie uns gute Worte geben", wird es heißen. Meine großen Worte und Drohungen endigen auf eine lächerliche Weise. Ganz anders gestaltet sich die Sache, wenn wir auf den Säbel klopfen und unsere Gnade wie einen Bettelbrocken wegwerfen können. Dieses ist meine Meinung, Herr Regierungsdirektor, die ich übrigens nicht geäußert hätte, wenn ich nicht darüber befragt worden wäre."

„Es scheint mir in der That," sagte der Regierungsdirektor, „daß wir uns unfruchtbar abmühen. Vielleicht wird es am besten sein, die Entscheidung über alle diese wichtigen Angelegenheiten doch auf eine gewisse Zeit zu vertagen. Ich will das Gewicht Ihrer Gründe nicht ableugnen, muß aber den diesseitigen Erwägungen ebenfalls ihr Gewicht zusprechen. Lassen wir es also vorläufig beim Alten. Um nun auf ein anderes Thema überzugehen, wie gefällt es Ihnen da heroben auf dem Berge?"

„Die Wahrheit zu gestehen, Herr Regierungsdirektor, obwohl dieses Eingeständniß vielleicht nicht völlig meinen Interessen dient, sage ich, daß ich mich ganz und gar hier eingewöhnt habe. Die gesellschaftlichen Freuden sind gering,

um so mehr hänge ich mich an meine Bücher und an die Freuden, die auch dem Einsamen zugänglich sind."

Bei diesen Worten nahm der seltsame Pfleger wieder das Buch in die Hand und las daraus mit lauter Stimme vor:

Du, von Flammen umleuchteter
Fels, mit strahlendem Doppelhaupt,
Höhen, dem Bacchos geweiht, und
Du, Rebe, die jeglichen Tag
Aus froh keimender Blüthe Wein
In reicher Fülle hervorströmt!
Hehre Klüfte des Drachen, und
Ihr Bergwarten der Götter, Du
Schneebedeckter, heil'ger Berg!

Der Regierungsdirektor lächelte, als er diese Emphase seines Untergebenen sah.

„Am schneebedeckten Berg wird's wohl nicht fehlen", meinte er. „Dagegen wird es um so schlimmer stehen mit den Höhen des Bacchos."

„Sagen wir Tiefen, um den grichischen Dichter unseren Umständen anzupassen. Ich habe mich mit dem Lieferanten in Verbindung gesetzt, der die erzbischöfliche Tafel versorgt, und bin dabei nicht schlecht gefahren, wie Herr Regierungsdirektor sich überzeugen werden."

Trotz der Abmahnungen desselben wurde geklingelt

und bald erschien der Diener des Pfleggerichtes mit einigen Flaschen. Der goldgelbe Ungarwein führte auf andere Gespräche. Bald war nicht mehr vom Wohl und Wehe des Pongau's, sondern von anderen Dingen die Rede, denen der aufgeschlagene Chorgesang als Folie diente.

Es wurde Nacht und die früher so gedankendürre Exzellenz schien es nicht zu bemerken. Man sprach fort und fort, aber es war nicht mehr die Rede von den Verfolgten, den Widerspänstigen und den Elenden des Hochgebirges.

Als das Gespräch wieder an die Gegenstände angeknüpft wurde, bei welchen man es vorhin abgebrochen hatte, sagte der Regierungsdirektor:

„Ich sehe schon, daß in Angelegenheit der Deserteure für den Augenblick nicht viel gemacht werden kann. Die Regierung hat von Ihrem Eifer befriedigende Kenntniß genommen und ich gebe zu, daß schon etwas erreicht ist, wenn diese Vagabunden gezwungen sind, wie das liebe Vieh sich draußen herumzutreiben."

„Wohlgemerkt", entgegnete der Pfleger, „es ist die Frage, ob man dieselben amnestiren soll, in der Hauptsache eine militärische, weil sie sich zunächst auf die Rückwirkung bezieht, die sie auf Soldaten äußern kann, welche noch unter den Soldaten stehen. Ich maße mir also in dieser Hinsicht nur ein Laienurtheil an."

„Ganz richtig, mein lieber Pfleger. Wir haben aber auch noch einen anderen Gegenstand in's Auge zu fassen, nämlich die Frage der Wildschützen".

„Und ich möchte hinzufügen", sagte der Pfleger, „die Frage der Holzdiebe und Erzsucher — denn alle diese Dinge hängen, so viel ich sie begreife, an einem Faden."

„Das wäre?" erwiderte der Regierungsdirektor erstaunt.

„Allerdings. Der leitende Gedanke, welcher durch allen diesen Unfug hindurchgeht, ist die Vorstellung, daß alle Gegenstände der freien Natur, die Bäume, die Wasser, das Wild und das Erz, den Leuten gehören, welche in dieser Natur ihre Heimath haben. Da wird ewig keine Belehrung und keine gesetzliche Schranke helfen. Die Leute bilden sich ohnehin ein, daß sie eigentlich gar keine Regierung brauchen, daß sie es nicht nothwendig haben, in einem Staate zu leben, für dessen Bedeutung ihnen jeder Begriff fehlt. Sie kennen nur das Haus und die Gemeinde. Uns, mit Erlaubniß sei es gesagt, halten sie für eine Heerde von Müßiggängern, die mit Gewalt hieher gesetzt worden sind, um sich auf ihre Kosten zu ernähren. Unsere Thätigkeit in den Kanzleien betrachten sie als einen Firlefanz, weil sie Alles, was in der warmen Stube geschieht oder nicht mit der Axt oder Mistgabel vorgenommen wird, für keine Arbeit halten. Wir sind in ihren Augen Faulenzer,

die sich mit ihrem blutigen Schweiß gute Tage machen. Und, wenn ich mir einen Schritt weiter zu gehen erlaube, so sage ich, sie denken insgemein sogar von ihren Pfaffen so. Hier ist es aber die wechselseitige Furcht, die Macht des Hergebrachten und des Aberglaubens, insbesondere auch der Einfluß der Weiber, welcher sie hindert, derlei offen zu äußern. Die Religion ist ihnen allmählich Sitte geworden, ohne daß sie deshalb eine Veranlassung sähen, sich in ihren mitunter sehr boshaften Gedanken über die Träger derselben einen Zwang anzuthun. Item, in diesen Lümmeln stecken noch die alten Germanen mit allem ihrem Unabhängigkeitssinn und ihrer Trotzköpfigkeit. Gegen jede Autorität hegen sie geheime Feindseligkeit, und wenn sie sich noch vor dem Priester beugen, weil dessen Geschäft vielfach mit ihrem eigenen Aberglauben zusammenhängt, ja sich demselben anschmiegt, so sind ihnen die Beamten des modernen Staates völlig unnütze Blutsauger. In ihnen sehen sie den Städter, der darauf ausgeht, sie zu übertölpeln und sich über sie lustig zu machen. Kurzum, ohne Gewalt könnten wir hier eigentlich gar nicht hausen. In unserem Amt fällt ihnen nur eins auf, daß wir ihnen die Steuern wegnehmen, ohne ihnen einen Ersatz zu bieten, den sie begreifen, und ihnen die Buben in den Krieg fortschleppen, aus welchem sie nicht wieder heimkommen."

„Es mag so richtig sein", entgegnete der Regierungs-

direktor, „aber ich begreife noch nicht, in welchem Zusammenhang Ihre Ausführungen mit dem Uebel der Wilddieberei stehen, welchem wir begegnen müssen. Es ist doch ein arger Uebelstand, wenn wir Szenen zu lesen bekommen von Mord und Todtschlag auf dem Gebirge, von erschossenen Jägern und Wildschützen, von Handlungen einer Art von Blutrache, die sich fast endlos fortzusetzen scheint."

„Ich komme sofort darauf, Herr Regierungsdirektor. Niemand wird die Leute endgültig zu überzeugen vermögen, daß sie kein Anrecht auf den Fisch, der sich im Wasser, auf den Vogel, der sich in der Luft, auf das Wild, das sich im Walde bewegt, besitzen. Das scheint ihnen gerade so willkürlich, als wenn man ihnen die Luft bestreiten wollte, die sie einathmen. Je mehr wir Wildhüter und Jäger hinstellen, eine desto häufigere Gelegenheit zu bewaffneten Zusammenstößen schaffen wir."

„Ein solcher Zustand kann aber doch nicht andauern", wandte der Regierungsdirektor ein.

„Warum nicht? Er wird so lange andauern, bis der streitige Gegenstand wegfällt, das heißt, er wird nicht eher aufhören, als bis kein Wild mehr da ist. Dann ist Ruhe. Gerade so würden sie es mit dem Wald machen und nicht eher ruhen, als bis sie Alles zusammen geschlagen

und abgeholzt hätten. Sie gleichen in dieser Beziehung jenen Wilden, von denen ich in einer französischen Reisebeschreibung gelesen habe, die den Fruchtbaum umhacken, um die Aepfel zu bekommen."

„Ihre Ansicht also ist, Herr Pfleger?"

„Eine analoge, wie hinsichtlich der Deserteure: es bei den seitherigen Maßregeln zu belassen und nicht in einen Gang der Dinge einzugreifen, der nicht aufzuhalten ist, ja von dem ich meinerseits nur wünsche, daß er fortdauere. Den Wald vermögen wir zu schützen, dazu reicht unsere Kraft aus. Das Wild aber sollen diese Narren nur zusammenschießen; je mehr sie vertilgen, desto mehr verderben sie sich den Spaß."

„Eine bequeme Anschauung", sagte trocken der Regierungsdirektor, indem er seine Uhr aus der Tasche zog und sich von dem breiten Stuhle erhob. „Ich werde wohl morgen Gelegenheit haben, Ihnen mit einigen Randglossen lästig zu fallen."

Der Pfleger verbeugte sich und wenige Augenblicke später befand sich sein Gast in einer andern gewölbten Halle des Schlosses, um dort einen ellenlangen Bericht über seine Visitation anzufangen, welcher dem bereits in Massen vorhandenen „schätzbaren Material" neues hinzufügen und auf einen Thurm von Faszikeln in der Hauptstadt zu oberst

aufgelegt werden sollte, in der Erwartung, bald seinerseits von einem Nachkömmling gedrückt zu werden.

Der Pfleger aber legte den tragischen Euripides auf die Seite, schenkte sich ein neues Glas ein, zündete seine Pfeife an und holte mit einem Lächeln auf den Lippen seinen Horatius unter einem Bündel von Akten hervor.

Zehntes Capitel.

Vorbereitung einer Brautschau.

Der Scharler Seppl hätte sich wohl nicht gedacht, daß er in so kurzer Zeit wieder im Krimler Wirthshause vorsprechen würde. Der Gedanke aber, der ihn wieder dorthin trieb, war für ihn so zwingend, daß ihn nur die unübersteiglichsten Hindernisse abgehalten hätten, diese Wallfahrt ins obere Pinzgau zu unternehmen.

Als der junge Waldner den Wildschützen in das Haus treten sah, wurde er feuerroth. Denn sein erster und sehr begreiflicher Gedanke war, daß diese rasche Zurückkunft im Zusammenhange mit seiner Herzensangelegenheit stehen müsse.

Der Scharler Seppl vergeudete auch nicht viel Zeit mit vorbereitenden Redensarten, sondern ging geraden Weges auf die Sache ein.

„Das Schwerste ist geschehen, Waldner", sagte er,

nachdem sich ein Krug Bier vor ihm befand. „Setz' dich zu mir her, ich will dir Alles erzählen."

Der Waldner setzte sich zu ihm auf die Bank und machte ein Gesicht wie ein Angeklagter, dem sein Urtheil verkündet werden soll. Der Scharler aber begann, ohne sich weiter bitten zu lassen, eine Erzählung von nahezu Allem dem, was sich seit seiner letzten Anwesenheit ereignet hatte. Insbesondere berichtete er über die Auffindung der Smaragde, verschwieg aber dennoch, auf welchem Berge oder in welchem Thale er sie aufgefunden hatte.

Der Waldner hörte diesen Theil der Erzählung mit großer Ungeduld an, denn er begriff nicht, was die Steine mit seiner Angelegenheit zu schaffen hätten.

Seine Neugier wurde aber auf den höchsten Grad gespannt, als der Bericht über den Besuch bei der Kroaten-Anna begann. Er wunderte sich nicht wenig über die Vorwände, mit welchen sich der Wildschütze bei seiner Angebeteten eingeschlichen hatte, noch mehr aber, als sich vor ihm allmählich der Plan entrollte, auf welche Weise er in Berührung mit der schönen Bäuerin gebracht werden sollte. Dieser Plan beruhte auf dem Entzücken, welches die Anna gezeigt hatte, als sie den schönen Smaragd erblickte, und auf dem Versprechen des Wildschützen, er würde ihr solche Steine, gleichviel durch wen, immer zukommen lassen.

Er schloß seine lange Erzählung, welche der Waldner,

athemlos zuhörend, durch keine Silbe unterbrach, mit folgenden Worten:

„Du gehst also nach Goldeck und thust, als ob dich dorthin irgend ein Geschäft gerufen hätte. Du gehst ins Haus zur Anna, sagst, da seien die Steine, die dir der Scharler Seppl übergeben habe, um sie zu ihr zu bringen, und läßt dir die Steine von ihr bezahlen. Was sie kosten, werd' ich dir nachher gleich sagen. Den Ring da, in welchen einer von den Steinen gefaßt ist, den kaufst du mir auch ab und behältst ihn bei dir. Es kommt jetzt Alles darauf an, wie du dich stellst bei der Anna, wie du deine Sache vorbringst, daß du ihr auf eine feine Weise merken läßt, wie du Feuer gefangen habest und so fort — das ist dann Alles deine Sache und das kann man dir nicht genau so vorsagen, das muß Jeder für sich selber besorgen. Siehst du es der Anna an den Blicken oder sonst wie an, daß du ihr nicht zuwider bist, so nimm den Ring heraus und sage, du wolltest dir die Freiheit nehmen und selber ein kleines Andenken hinzufügen. Das mußt du aber nicht eher thun, als bis du den Vogel so ziemlich in der Hand hast. Wie sie's aufnimmt — das ist dein Merkzeichen, ob dir deine Sache hinausgeht, oder nicht!"

„Und wo sind die Steine?" sagte der Waldner, dem die ganze Geschichte schier über die Fassungskraft hinausging.

„Hier sind sie, wie sie mir der Zeller Goldschmied geschliffen gegeben hat — alle sind's nicht, denn einige hat er als Lohn für sein Schleifen zurückbehalten."

Damit zog er einen ledernen Behälter hervor, öffnete ihn und es zeigte sich eine Anzahl glänzender Steine von der Farbe, wie sie in Bergseen an den Stellen gewöhnlich ist, wo ein seichtes Gestade sich plötzlich zum tiefen Abgrund umbiegt. Während es am Ufer ein gelbliches Grün, weiter draußen, über der Tiefe ein fast schwärzliches ist, so erblickt man an der Grenzlinie ein solches, welches unbeschreibbar ist und von demjenigen, der sich davon eine Vorstellung machen will, einmal gesehen worden sein muß.

Diese Steine waren in Tafelform geschnitten und hatten an ihren Kanten nur wenige Facetten.

Dem Waldner ging es, wie es dem Scharler beim Anblick dieser Herrlichkeit gegangen war — die Augen gingen ihm fast über, denn der Eine wie der Andere hatte dergleichen früher nie gesehen gehabt. Was ihnen von Edelsteinen oder Schmuck bekannt war, befand sich in der Kirche, an dem Bildniß der gnadenreichen Mutter, einige Perlen, ein paar winzige Diamanten, Bergkrystalle und Rauchtopase, und konnte zudem niemals in solcher Nähe gesehen werden, wie hier die vom Goldschmied bearbeiteten Kleinodien des Habachthales.

„Und wann soll ich das thun?“ sagte endlich der Waldner nach langem Schweigen.

„Ja, wenn das du nicht weißt, nachher hab' ich nichts mehr zu sagen,“ erwiderte der Scharler mit einem künstlichen Ausdruck von Verachtung, welcher den Zweck hatte, seinen Mann rascher in das Abenteuer hinein zu treiben. Je bälder das Unternehmen gelang, desto rascher floß die Belohnung in seine Tasche.

„Es ist recht, Scharler, ich werd' übermorgen hinunter fahren, es ist besser früh als spät.“

„Uebermorgen?“ entgegnete der Wildschütze, „warum denn nicht morgen, warum nicht heute?“

„Ich muß doch erst meine Sach' schön zusamm'richten, die Kleider durchschauen lassen von der Hauserin, im Haus noch allerlei bestellen — das geht nit so wie bei dir, der seinen Rucksack über die Achseln nimmt und heute da ist und morgen wo anders. Ich hab' mein Anwesen.“

„Ich glaub' dies schon, Waldner, daß du deine Geschäfte hast“, erwiderte der Scharler, der nunmehr begriff, daß er seinen Schützling nicht allzusehr drängen dürfe.

Im Uebrigen verlor er so viel nicht durch den Aufschub. Die Zeche war jedenfalls frei und er gedachte sie hinlänglich auszunutzen, so daß sich der Waldner nicht über zimperliche Zurückhaltung zu beklagen haben würde.

Der Waldner saß noch eine Weile da, die Blicke bald fest auf den Wildschützen, bald auf die weiße Wand, bald auf die Uhr gerichtet.

„Ja, ja, es muß sein", sagte er, stand auf und ging hinüber in die Stube, um die Kleider zu mustern.

Elftes Capitel.

Ein Brautwerber.

Es ging Alles genau so, wie es der Scharler Seppl gewünscht und eingerichtet hatte.

Er selbst verabschiedete sich vom Waldner in Mühlbach, angeblich um in den Wäldern des Jochberger-Thales gegen Kitzbühel hinauf zu jagen, in Wirklichkeit aber, um wieder ins Habach hinein zu schauen und in der Nähe des Keeses abermals sein Glück zu versuchen.

Mit dem Wirthe verabredete er eine Zusammenkunft auf den nächsten Samstag Nachmittag im Wirthshause zu Bramberg. Heute war Dienstag — also blieb Beiden ein ziemlich geräumiges Arbeitsfeld.

Nachdem sich der Waldner von dem Wildschützen verabschiedet hatte, kam es ihm vor, als sei die Hälfte seines eigenen Selbstvertrauens geschwunden. Die Bläue der Berge im Osten, die Oeffnung des Gasteiner Thales,

dessen duftiger Ferne er entgegenfuhr, das Weite und Unbestimmte wirkten auf ihn ein, wie eine Bewegung, die Schwindel verursacht.

Die Anna, von welcher er bis jetzt immer als von einem Wunder von Schönheit zugleich und witziger Laune gehört, die er kaum einmal flüchtig gesehen hatte, vor die sollte er jetzt hintreten und sich so vor ihr anstellen, daß sie den günstigsten Eindruck von ihm gewinnen mußte.

Mehr als einmal faßte er den Entschluß, zwar nach Goldeck hinaufzufahren und die Steine abzugeben, sich aber sonst nichts anmerken zu lassen und sobald als möglich den Rückweg einzuschlagen.

Bei einer einfachen Besorgung einer solchen Geschäftsangelegenheit konnte ihm soviel nicht widerfahren und hatte er sich auch dabei wenig anzustrengen.

Bald aber wurde dieser Gedanke wieder verscheucht durch die Vorstellung von der lächerlichen Figur, die er sodann gegenüber dem Wildschützen spielen würde.

Und dieser letztere Gedanke behielt schließlich die Oberhand, denn als er den Kirchthurm von Goldeck erblickte, hatte er es sich fest in den Kopf gesetzt, daß heute sein Schicksal besiegelt werden sollte.

Kaum eine Viertelstunde, nachdem er beim Lanier eingestellt hatte, befand er sich auf dem Weg zum Hause der Kroaten-Anna, die ganze Hartnäckigkeit des Bauern

war zurückgekehrt und er glich jetzt an Entschlossenheit einem Soldaten, der halb die Augen zudrückt, um auf eine feindliche Batterie loszustürmen.

Indessen waltete heute ein Stern über ihm, welcher seine Pfade schon gleich im Anfang verwirren sollte.

Als er in die Hausflur der Kroaten-Anna gelangte, stand die junge Magd da, welche überrascht einen ihr völlig Fremden das Haus ihrer Herrin betreten sah, die so selten einen Besuch zu sehen bekam.

Die Kroaten-Anna war nicht daheim. Sie hatte den schönen Spätsommerabend zu einem jener Spaziergänge benutzt, über deren Endziel sich derjenige nicht im Zweifel befunden hätte, dem es gegeben gewesen wäre, das Legen von weißen Tüchern auf den grünen Rasen häufig zu beobachten.

Der Waldner sah eine junge und anmuthige, reinlich angezogene Dirne vor sich, deren schwarzes Haar in Zöpfen, die fest um den Scheitel gelegt waren, geordnet war. Da er nicht wußte, wie er dieselbe anreden sollte, und das Bild der Kroaten-Anna selbst nach flüchtiger Erinnerung ihm nicht genau vorschwebte, so sagte er:

„Ich hätte mit der Bäuerin zu reden."

„Was soll's?" sagte die Dirne ein wenig lächelnd über die augenscheinliche Verlegenheit des Fremden.

„Ich bin der Wirth von Kriml und habe einen Auftrag vom Scharler Seppl auszurichten."

„Aha, von dem Wildschützen, der erst die vorige Woche da war?“

Der Fremde nickte.

Eine solche Gelegenheit, in wenig auffälliger Art hinter etwas zu kommen, was wie ein Geheimniß ihrer Herrin aussah, kehrte sobald nicht wieder.

Sie beschloß deshalb, vorläufig den Fremden etwas auszuholen.

„Ihr seid mir ganz und gar unbekannt“, sagte sie, indem sie die Thüre zur schönen Stube öffnete und den Gast zum Eintreten aufforderte.

„Das glaub' ich wohl“, erwiderte der Waldner, „denn ich habe die Bäuerin nur ein einziges Mal und wie im Flug gesehen.“

Nach dieser Aeußerung blieb es immer noch zweifelhaft, ob sie von dem Fremden für die Kroaten-Anna angesehen werden konnte oder nicht.

Sie beschloß deshalb, um einer Frage, welche ihre Absicht durchkreuzt hätte, zuvor zu kommen, geradeswegs etwas zu wagen, und sagte deshalb rasch, während eine flüchtige Röthe über ihre Wangen aufstieg:

„Also was hat mir der Wirth vom Scharler Seppl auszurichten?“

Der Waldner begann zuerst unsicher, dann aber mit immer mehr zunehmender Festigkeit:

„Ich habe die Steine bei mir, die der Seppl der Bäuerin versprochen hat. Der Zeller Goldschmied hat sie geschliffen und da sind sie."

Die Dirne nahm im höchsten Grade überrascht die Steine aus der Hand des Waldner. Ihr Auge funkelte nicht minder als die grünen Flächen selbst. Sie besann sich hin und her, welchen Zusammenhang das haben könne, daß die Anna einen Wunsch nach Kleinodien ausgedrückt habe.

Der Waldner deutete sich das Schweigen, während welches sie nachsann, als einen Ausdruck des Entzückens.

„Gefallen sie Euch?" unterbrach er ihr Stillschweigen.

Das Mädchen antwortete nichts.

Weiß der Himmel, durch welche Gedankenverbindung der Muth des liebeglühenden Wirthes plötzlich zu einer ungeahnten Höhe anwuchs.

„Mir gefallen die Steine auch," so nahm er seinen Anlauf. „Aber eine noch viel größere Freude hätte ich daran, wenn ich sagen könnte, ich hätte sie selbst gesammelt und gefunden."

„Wie so?" sagte die Magd, indem sie den galanten Pinzgauer schelmisch anblickte.

„Es hätt' mich halt gefreut, wenn ich hätt' mithelfen können, die Bäuerin noch schöner zu machen als sie schon ist."

„So?" entgegnete die Dirne mit einem raschen Aufblick und mit einer so eigenthümlichen Dehnung dieses

Wortes, daß sich der Waldner nur versucht fühlen konnte, auf der eingeschlagenen Bahn fortzufahren. — „Es soll wohl eine Halskette daraus werden," sagte er und streckte seine Hand aus, um die Stelle zu berühren, welche er dem Schmucke angewiesen hatte.

Das Mädchen schlug ihm lachend auf die Hand.

Bei dieser Bewegung aber gelang es ihm, die ihrige zu fassen, und indem er sie festhielt, griff er in die Tasche und langte nach dem ihm vom Scharler Seppl empfohlenen äußersten Mittel.

Die Neugierde und die Erwartung dessen, was geschehen sollte, hinderten die Magd, sich wirksam zu sträuben. Es würde ihr auch wenig genützt haben, denn ihre Hand wurde fest vom Waldner umklammert, und ehe sie sich dessen recht versah, stak der goldene Reif mit dem Smaragd an ihrem Finger.

„So, Bäuerin, das geb' ich dazu," sagte er, indem er die Hand wieder los ließ.

„Das soll mir gehören?" sagte sie.

„Freilich und noch mehr dazu, wenn Ihr wollt!"

Und dabei schaute er sie mit einem Blicke an, der von der gewandten Dirne nicht mißverstanden wurde.

„Das ist viel zu viel für mich," sagte sie, indem sie den Ring faßte, um ihn vom Finger wegzuziehen.

Der Waldner that, als ob er sie daran hindern wollte,

benutzte aber die Stellung, in die er seinen linken Arm gebracht hatte, um sie mit einem unvorhergesehenen Ruck an sich heranzuziehen und sie zu küssen.

Das Mädchen that, als ob es diesem Schicksal durch Einknicksen der Kniekehle entrinnen wollte. Das war aber dem Waldner nur ein weiterer Vorwand, sie noch fester zu umschließen und wieder zu sich emporzuziehen.

„Du fällst ja," sagte er und drückte ihr wieder einen Kuß auf die Stirne, der aber die Haare traf, weil sich das tugendsame Geschöpf gegen vorn geneigt und den Kopf gesenkt hatte.

„Da, nehmt Euren Ring!" sagte sie nun aufgeregt, während der Kopf gegen den Boden gerichtet blieb.

„Hör mich," sagte der Waldner, von Zeit zu Zeit in dem Ringwettstreit, der zwischen ihnen fortdauerte, Athem schöpfend. „Ich kenn' dich seit lange. Tag und Nacht denke ich an dich — du mußt die meinige werden oder keine andere."

Das Mädchen suchte statt aller Antwort sich von ihm loszumachen.

„Ich bin hergekommen, um es dir zu sagen. Die Steine des Seppl sind nur ein Vorwand. Der Ring ist das Brautgeschenk, das ich dir mitgebracht habe."

Bei diesen letzten Worten verminderte sich der Widerstand der Dirne. Sie zog ihre Hände zurück und ließ es, unter weit schwächerer Gegenwehr, geschehen, daß der Waldner sie küßte.

„Aber so laßt mich doch, ich kenn' euch ja gar nicht!"

Der Waldner, der sich auf seines Freundes Rath mit Allem vorgesehn hatte, ließ ihre Hüfte los und zog aus seiner Tasche ein Bündel Papiere, das er rasch auf den Tisch legte.

„Da schau, einziger Schatz!" sagte er. „Daraus siehst du, daß ich der Krimler Wirth bin und ein schönes Anwesen habe. Halt die Händ' nicht vor das Gesicht, ich hab' die beste Absicht!"

„Wenn ich das glauben könnt'", sagte die Dirne leise, indem sie sich mit einer letzten Anstrengung losmachte.

„Ich kann nicht mehr sagen — deswegen bin ich herauf gekommen, und ich halt' mein Wort."

Das Mädchen bekam nunmehr Angst, daß ihre Herrin sie mitten in der Komödie überraschen möchte. Es war offenbar, daß er sich mit einigen glatten Worten würde abspeisen lassen.

„Geht zu," sagte sie, sich nach der jenseitigen Thüre wendend, „ich will heute nichts mehr hören. Ihr sollt bald erfahren, was ich euch zu antworten habe."

Darauf schlug sie die Thüre hinter sich zu und der Waldner blieb allein. Er wußte nicht, wie er zum Hause hinaus kam. Thatsache aber ist, daß er kaum zehn Minuten später beim Lanier eintrat und dort von den Bauern angeschaut wurde, als wäre er geistesabwesend.

Als die Kroaten-Anna zurückkam, erzählte ihr die Magd lachend das Abenteuer, wobei sie jedoch einige Einzelheiten verschwieg, zeigte ihr die Steine und zuletzt auch den Ring.

Die Anna machte große Augen und sagte:

„Da steckt der Wildschütze dahinter, der neulich da war. Den hat der Wirth geschickt. Und vom Preis der Steine hat er gar nichts gesagt?"

„Ich habe vergessen, ihn darum zu fragen, und er wird sich nicht getraut haben, davon anzufangen."

„Gut", erwiderte die Kroaten-Anna lächelnd, nahm die Steine und barg sie in dem großen festen Schreine.

„Und da ist der Ring!" sagte die Magd, indem sie sich anschickte, denselben vom Finger zu streifen.

„Der Ring? Was geht mich der an? Der ist ja dein Brautring!"

„Jetzt foppt mich die Bäuerin auch noch", sagte die Magd und legte den Reif mit dem grünen Steine auf den eichenen Tisch.

„Warum denn? Dir hat er den Reif angesteckt, dir hat er das Heirathen versprochen — wenn eine Botschaft kommt, so geht sie dich an, was soll ich mit dem Ring?"

„Die Bäuerin macht sich über mich lustig. Sie weiß wohl, daß nur sie gemeint war. Auch hat er mich ja immer als Bäuerin angeredet."

„Und wenn er dich als Kaiserin anredet, so bist es doch du und keine andere, der er den Ring gegeben hat. Und wenn er Ehre im Leib hat, so kann er sich davon nicht wegreden. Oder willst du haben, ich soll ihn heirathen, damit du den Ring nicht zu behalten brauchst?"

Obwohl die Magd bereits zu begreifen begann und mit einem Blick den Gesichtskreis überschaut hatte, welcher sich ihr hier erschloß, hielt sie es doch für nothwendig, hier so lange als möglich die Zurückhaltende zu spielen.

„Du wirst Wirthin in Kriml," fuhr die Kroaten-Anna lachend fort, „oder du verdienst, daß dir wegen deiner Dummheit die Gäns nachlaufen."

Was die Dirne Alles erwiderte und was sie an diesem Abend dachte, kann mit Stillschweigen übergangen werden. Blitzschnell — der ganze Besuch hatte nicht viel länger als eine Viertelstunde gedauert — war eine Veränderung mit ihr vorgegangen, die von keiner Ahnung vorauszusehen gewesen war.

Die Kroaten-Anna aber war heute so munter, wie seit langer Zeit nicht.

So hatte also der Besuch des Waldner zu Goldeck nur heitere Folgen hervorgerufen. Er selbst entfernte sich in der höchsten Spannung auf das ihm bevorstehende Schicksal.

Zwölftes Capitel.

Die Geisterhöhle.

Anton war vom Schmied-Hause weg mit dem Knappen auf das Gebirg gegangen.

Der Letztere ließ seine Suchkugel fleißig spazieren gehen und Anton mußte Pickel und Schaufel und Hammer tragen, um hier und dort dieselben dem Knappen zu reichen, wenn diesen Schürfgelüste anwandelten.

In ziemlicher Höhe über der Möll befindet sich ein zerklüfteter Berg, den allerlei Gänge, natürliche und künstliche, durchsetzen und in welchem auch die eine und andere Höhle sich befindet.

Manche von diesen Gängen und Höhlen stehen bei den Leuten der Umgegend in besonderem Ansehen. Einige sind verlassene Stollen, die einst von den vertriebenen Lutherischen bearbeitet worden waren, einige stecken mit der Mündung halb im Eise. Wieder andere (und zwar

solche, die Niemand gesehen hat) sind „verblendet", das heißt, die armen Verbannten, die mit Weib und Kind dem Elend entgegen getrieben wurden, haben dieselben in der letzten Stunde verflucht und es durch Zaubersprüche dahin gebracht, daß die Leute am Eingange der Stollen vorüber gehen und denselben nicht bemerken.

Von den Höhlen stehen einige in dem nämlichen Geruche, wie die vielberufene „enterische Kirche" in den grauen Felsen hoch über der Gasteiner Klamm. Man stellt sich dieselben als Wohnsitze uralter heidnischer Götter vor, die sich zu gewissen Zeiten des Jahres in goldene Bildsäulen verwandeln und nur von Demjenigen gesehen werden können, der sich in den Besitz der vorgeschriebenen Zaubermittel gebracht hat.

Diese Höhlen werden von Geistern vertheidigt und es bleibt unter allen Umständen gefährlich, ihnen einen Besuch abzustatten.

In besonderem Rufe steht die „Geisterhöhle." Dieselbe unterscheidet sich von anderen dadurch, daß sie keinen Felsenhintergrund hat, sondern einem Tunnel gleicht, der mitten durch eine Flanke des Berges getrieben ist. Sie ist eine gebogene Röhre, welche der Fels einschließt, und wenn bis zu ihrer Mitte auf dem ansteigenden Boden fortgegangen ist, so erblickt man die Grenzberge eines anderen Thales durch die runde jenseitige Oeffnung.

Gegen diese Höhle hin lenkte heute der Knappe seine Schritte. Er hatte, allen bösen Gewalten zu begegnen, einen der besten und ältesten Sprüche bei sich, den ihm vor vielen Jahren ein ehemaliger Böckfsteiner Knappe vom Radhausberge gegeben hatte. Die Kraft derselben hatte sich noch immer bewährt und so hoffte er auch heute unbehelligt durch den Spuk, der sonst derartige Höhlen mit Zerrbildern ausfüllt, der Arbeit des Schürfens nachgehen zu können.

Im Uebrigen war es trotz der Zauberformel keine Kleinigkeit, auch nur den Zugang zu erklimmen.

Sie stiegen auf Felsbändern hinan, welche mitunter so schmal waren, daß der eine Fuß über dem Abgrund in der Luft schwebte, während sie ihre Kletterarbeit verrichteten.

Anton machte das nicht viel Beschwerde, aber der Knappe jammerte über den schlechten Steig. Mehr als einmal mußte er von seinem Begleiter gestützt werden oder dieser ihm die Hand reichen, wenn es sich darum handelte, einen Spalt zwischen den Felsbändern überschreiten.

Wie sie da oben an den Wänden hingen, konnten sie als eine Veranschaulichung des Dichterwortes gelten, welcher den Hunger nach Gold als einen dämonischen bezeichnete.

Mitunter mußten sie die Schuhe ausziehen und über steile Platten hinaufrutschen, unter welchen sich Abgründe

hinzogen, in denen ein Kirchthurm gleich einem faustgroßen Kieselsteine verschwunden wäre. Manchmal zwängten sie sich durch enge Hohlgassen, kaum so breit, daß ihr eigener Leib darin Platz hatte, und so steil, daß derjenige, welcher sich hinten befand, nur dann klettern durfte, wenn sein Vordermann still stand, weil er nur auf diese Weise vor den Steinen sich gesichert fühlen konnte, welche der Fuß desjenigen, der ober ihm voraus klomm, unfehlbar lothrecht auf ihn herabgeschleudert hätte.

Oft mußten sie sich unter überhängenden Felsen durchbeugen, während der Fuß sich kaum auf den beweglichen Platten festhalten konnte.

Als Anton seine Bemerkungen über den Rückweg machte und meinte, derselbe würde noch viel schlimmer und gefährlicher ausfallen, sagte der Knappe:

„Wir kommen auf dieser Seite des Berges nicht zurück. Denn nachdem wir die Geisterhöhle durchschritten haben, gehen wir im drüberen Thal hinunter. Das ist der Vortheil der Löcher, die sich durch den ganzen Berg ziehen."

Während dieser Zeit dachte Anton oft an die Höhle, die er sein eigen nannte und aus welcher der Zufall ihn vertrieben hatte, wie der Jäger ein Raubthier aus seinem Schlupfwinkel verscheucht.

Auch für ihn wäre es ein Vortheil gewesen, wenn jene Behausung dem Wohnsitz der Geister geglichen hätte,

welchen sie sich näherten. Er meinte, in diesem Falle hätte er dieselbe nicht zu verlassen brauchen.

Endlich, nachdem ihre Kräfte fast erschöpft waren, erreichten sie den Eingang der Höhle.

Da ihr Boden von dieser Seite aus steigt, so konnten sie von der einen Oeffnung aus die andere nicht sehen, wie das hier und dort bei derartigen Höhlen der Fall ist. Dann sieht man, wenn die Lage dazu geeignet ist, die Sonne jenseits den Hintergrund der Röhre ausfüllen und durch dieselbe hindurch ein wunderseltsames Licht über die Gegend verbreiten.

An den Wänden standen allerlei Inschriften mit Farben darauf hingekleckst, einige auch in den Felsen eingemeißelt. Es waren sämmtlich Namen und Daten. Darunter befanden sich solche in slovenischer, italienischer und selbst böhmischer Sprache. Denn auch aus diesem weit entfernten Lande kamen Leute, insbesondere zur Zeit der Sommersonnenwende, am Vorabende des Festes des heiligen Johannes des Täufers — in den Stunden, in welchen Zaubersprüche alle Geheimnisse der Natur erschließen und die unterirdischen Schätze sich auf das Geheiß desjenigen bis zur Oberfläche des Bodens heben, den ein günstiger Zufall das Geheimniß ihrer Beschwörung gelehrt hat.

Anton war begierig, was hier vorgenommen werden sollte. Es schien aber, als ob der Knappe nicht gewillt

sei, ihn ohne Weiteres einzuweihen. Er befahl ihm, nahe am Eingange zurückzubleiben und so lange zu warten, bis er ihn rufen würde. Den Pickel ließ er sich geben.

„Ihr werdet doch diesen harten Felsen nicht anschlagen wollen?" sagte Anton, dem das Gebahren seines Brodgebers über das Begriffsvermögen hinaus ging.

„Ich brauche den Pickel nicht für den Felsen, sondern für das Eis," erwiderte dieser ruhig.

Anton konnte nicht begreifen, wie an diesem unterirdischen Orte Eis vorhanden sein könne.

Doch mußte er sich bald durch greifbaren Augenschein überzeugen. Der Sturm, der oft um diese Höhen tobte, hatte wohl zeitweitig den Schnee bis fast in die Mitte der langen Grotte herein geweht, der dann in den kalten Nächten und warmen Tagen bald zusammengefroren, bald wieder aufgethaut endlich zu einer unverwüstlichen Kruste geworden war.

Diese Kruste zu erzeugen, wirkte auch das Wasser mit, welches von der Wölbung herabtroff und die Umwandlung der Schneeflocken in Eis beförderte.

Der Boden war schwierig zum Begehen. Er bot keineswegs einen ebenen Grund, sondern war gerippt und uneben wie ein Bergsee, wenn der Südwind über ihn hingeht. Was dort die Spitzen und Kämme der Wellen sind, das waren hier die scharfen Kanten und Rippen des Ge-

steines, an welchem Luft und Wasser und Eis und Wärme und Kälte um die Wette ihr Zerstörungswerk ausübten.

Anton, der auf der letzten Strecke des Felsenpfades, auf welcher Ausgleiten augenblicklicher Tod gewesen wäre, und worauf er auch noch seinen Genossen mehr zu tragen als zu führen hatte, sich der Sicherheit wegen seiner nägel- und hufeisenbeschlagenen Schuhe entledigt hatte, hielt es hier für gerathen, dieselben wieder anzuziehn. Die Felsrippen waren scharf wie die Schneide eines Messers.

„Bleib' stehen, wo du bist!" rief ihm der Knappe zu, nachdem sie in ziemlicher Entfernung vom Eingang der Höhle eine Laterne angezündet hatten. Denn der Umstand, daß der Boden gegen die Mitte hin einen Hügel bildete und bis nahe zur Decke hinaufreichte, sodann einige Windungen des Höhlenganges selbst, hinderten das Tageslicht, die ganze Röhre zu durchfluthen.

Der Knappe nahm die Laterne mit sich fort und ließ seinen Genossen im Dunkeln. Doch nein — als er sich umdrehte, nachdem der kleine Stern der Leuchte erloschen war, griff er sich an die Augen, um zu fühlen, ob nicht irgend eine Täuschung ihn blende.

Da lag vor ihm ein sanfter Mondenschein, wie wenn gelbe, blaue und grüne Lichtstrahlen zusammenfließen, auf dem Boden der Grotte. Woher mochte dieses seltsame

Licht kommen? Es stand ja doch die Sonne am klaren Himmel und nicht das Nachtgestirn?

Anton wußte nicht, daß der Tagesschein von einem dunkeln Orte aus betrachtet und nur in geringer Lichtfluth durch enge Oeffnung in hohe Gewölbe einbrechend, diese Beleuchtung verursacht. Bei der Entfernung, welche zwischen seinem Standorte und dem Thore lag und den Windungen, durch welche sie bereits hindurchgegangen waren, konnte er auch an ein Eindringen des Tagglanzes in diese Falte nicht denken.

Blühten die Schätze? Es war ganz und gar Glanz, wie er in der Einbildungskraft der Goldsucher erscheint, welche vermeinen, das Erz gebe einen besonderen Schimmer von sich, wenn es sich soweit „gehoben" habe, daß es den Werkzeugen des Menschen zugänglich ist.

Voll von Andacht blieb er an dieser Stelle stehen, von dem bläulich-goldenen Schein, der Flamme des Weingeistes vergleichbar, in so wundersamer Weise umflossen, daß die Umrisse seiner Gestalt dadurch verändert und das Aussehen in ein unbeschreibliches verwandelt wurde. Sicherlich würde ein Schatzgräber, welcher in diesem Augenblicke die Höhle betreten hätte, den Menschen, der in diesem Lichte dastand, für einen jener „Götzen" haben betrachten können, die als metallene Bilder zu gewissen Zeiten aus dem schweigsamen Inneren auftauchen.

Plötzlich däuchte es ihm, es stürze die ganze Höhle zusammen.

Ein entsetzliches Getöse, wie es Anton in seinem Leben noch niemals gehört hatte, drang ihm in die Ohren. Aus diesem Getöse heraus wurde das Schreien einer menschlichen Stimme vernehmlich: der Hilferuf seines Genossen. Das Getöse, durch den Wiederhall der weithin gezogenen Wölbungen verstärkt, hatte Aehnlichkeit mit dem Geheul eines Sturmwindes, dem es eben gelungen ist, ein Thor aufzureißen oder einzudrücken, und der nun seinen Siegesgesang anstimmt von der eroberten Lücke gegen die Fenster, die er zertrümmert und von ihnen aus in die Freiheit hinaus zu den anderen Brüdern.

Es war ihm nicht leicht, über die Steinrippen, Einsenkungen, Trichter und Wellen des Höhlenbodens hinweg dem Orte zuzugehen, von woher das Brüllen sowohl wie das menschliche Jammergeschrei erscholl.

Endlich erblickte er aus der Dunkelheit den Stern der Laterne, der sich in heftigen Bewegungen auf- und niedersenkte. Das wilde Geräusch wurde ärger, je mehr er sich ihm näherte.

Es dauerte nicht mehr lange und er stieß selbst einen Schrei aus.

Anton hatte niemals einen Bären gesehen, aber es

war kein Zweifel, daß er sich einem solchen Ungethüm gegenüber befand.

Als das Thier den Ankömmling bemerkte, ließ es von der Verfolgung des Knappen ab und wandte sich gegen Anton. Nachdem dieser von seiner ersten Ueberraschung zurückgekommen war, schien ihm der Vorfall weniger entsetzlich, als beim ersten Anblicke.

Soweit seine Erinnerungen an das zurückreichten, was er im Umgang mit Jägern gelernt hatte, wußte er, daß der Bär den Menschen selten angreift, daß er fast immer vor ihm flieht und daß er einen Angriff nur im Zustande der Gereiztheit wagt, insbesondere dann, wenn er verwundet ist.

Und daß das Ungethüm verwundet war, das schien ihm einleuchtend, wenn er sich vergegenwärtigte, daß es sich in eine Höhle verkrochen hatte und zwar in eine so schwer zugängliche und zur Aufsuchung der Nahrung so ungeeignete, wie in dieser Weise eine zweite kaum anzutreffen war. Nur Angst und Entsetzen konnten das Thier in einen derartigen Zufluchtsort getrieben haben.

Diese Erwägungen durchzuckten das Gehirn Anton's in einem Augenblick.

Den Knappen konnte er nicht sehen, auch der Stern seiner Laterne verschwand. Wahrscheinlich hatte er sich bereits durch die Enge zwischen dem Hügel, der sich in der

Mitte befand, und der Decke des Gewölbes hindurchgedrängt.

Das Thier mußte für den Augenblick die Spur verloren haben, denn es kam auf ihn zu, wie Anton an seinem Schnauben bemerkte.

Was sollte er beginnen? Gegen den Ausgang hin konnte er sich nicht flüchten, denn er wußte nicht mehr, in welcher Richtung sich dieser befand, da sich schon mehrere Windungen des Felsenganges zwischen ihn und den Mondglanz eingeschoben hatten.

Dem Knappen folgen konnte er auch nicht, weil er ganz im Unklaren war, wo sich die mittlere Erhebung und der jenseitige Ausgang befanden.

In dieser äußersten Noth stieß sein Fuß auf einen Gegenstand, der unter dem Anstoß klapperte.

Es war der Pickel, den der Knappe mitgenommen und vermuthlich entweder aus Schrecken oder beim Stolpern über den mit Eis bedeckten Boden aus der Hand gleiten gelassen hatte.

Was aus der Schaufel geworden war, daran konnte er sich selbst in seiner Verwirrung nicht mehr erinnern.

Mit Eifer packte er diese Waffe. Mittlerweile war das Ungeheuer so nahe gekommen, daß er den Hauch verspürte. Auf's Gerathewohl hieb er also darauf los und

der Hieb ging wirklich nicht in die Luft, sondern in eine weiche Masse.

Abermals furchtbares Geheul. Diesmal aber mußte Anton seine Geistesgegenwart zusammennehmen, denn schon streiften ihn die Spitzen ungeheuerlicher Krallen.

Er sprang rasch zurück, aber beim Springen rutschte er auf dem Eise aus, mit welchem die Höhle an dieser Stelle bedeckt war.

Es war sein Glück, daß er sich an einer Kante, an die er mit dem Kopfe aufschlug, zu halten vermochte, denn im nächsten Augenblicke befand sich der Bär an der Stelle, über welcher er ausgestreckt hätte liegen müssen, wenn er gestürzt wäre.

Sich an der rauhen Felswand forttastend, gelang es ihm, in der Entfernung einiger Schritte eine Stelle zum abermaligen Ausholen zu erreichen. Diesmal aber ließ er es bei einem Hiebe des Pickels nicht bewenden. Zum Glück schien er den Kopf getroffen zu haben, statt weicherer Theile, denn das Herausziehen des Eisens ging viel leichter von statten, als das vorige Mal.

Nunmehr arbeitete sich der Bedrängte in eine fast wahnsinnige Wuth hinein. Schlag tolgte auf Schlag und trotz des furchtbaren Gebrülles, welches das Thier ausstieß, konnte er das Knirschen der Eisenspitze in den Knochen-

theilen hören. Es war ein Geräusch, wie wenn er das Eis bearbeitete, auf welchem seine Füße standen.

Plötzlich ein dumpfer Fall — und ein denselben begleitender wilder Freudenschrei.

Das Thier war zusammengesunken. Anton hütete sich aber gleichwohl, allzu nahe zu ihm hinzutreten, sondern hielt sich in einer Entfernung, die er durch den Schaft seines Pickels leicht bemessen konnte.

Indessen, wenn nicht bald Licht kam, so befand er sich immerhin in einer seltsamen Lage.

Während er sich mit dem Bären herumschlug, hatte er in seiner Aufregung und Angst allmählich jedes Bewußtsein der Oertlichkeit verloren. Er wußte nicht mehr, ob es hierher oder dorthin ging, wenn er zum Eingang der Höhle kommen wollte. Glücklicherweise hatte dieselbe indessen zwei Oeffnungen und er konnte erwarten, daß er, an der Wand fortschleichend, zu einer derselben gelangen würde, sei es zu derjenigen, durch welche er selbst in die Höhle gedrungen war, sei es zu der andern, durch welche sein Gefährte, der Knappe, sich wahrscheinlich geflüchtet hatte.

Durch einige gewaltige Hiebe, die er noch nach seinem auf den Boden hingestreckten Gegner führte, versicherte er sich, daß dieser vorläufig von weiteren Angriffen abstehen werde.

Er tappte also fort, in der Rechten stets noch den

Pickel, da er fürchtete, es möchte das Ungethüm sich vielleicht hier in seinem Familienkreise befunden haben.

Auf der anderen Seite war es möglich, daß sich zwischen dem Boden und der Wand an der einen oder anderen Stelle Spalten, Klüfte, hohe Einsenkungen befanden. Für diesen Fall benutzte er den Pickel als Stock zum Tasten.

Es ging aber ohne irgend welche Fährlichkeit ab. Daran, daß sich der Boden hob, erkannte er bald die Richtung. Diese führte ihn offenbar von der Eingangsmündung hinweg jener Richtung zu, nach welcher die andere Oeffnung lag und wohin die Laterne des Knappen verschwunden war.

Endlich drang wieder jener seltsame, dem Mondlichte ähnliche Glanz in die Wölbung herein. Er wurde immer breiter, aber auch weniger verwunderlich zum Anschauen, je weiter er vordrang.

Da hob sich aus dem Scheine ein dunkler Gegenstand ab. Hart an der Mündung der Höhle saß der Knappe und lauschte ängstlich nach jedem Lärm aus dem Innern der Höhle.

Als er die Schritte seines herannahenden Begleiters vernahm, zuckte er zusammen und ging rasch einige Schritte hinab, so daß Anton von der Höhle aus nur mehr den Kopf und den Oberleib erblickte.

„Einen schönen Gruß vom Bären!“ rief Anton ihm entgegen hinaus.

Bei diesem Anrufe schnellte der Körper wieder empor.

Wenige Augenblicke später erblickten sie das getödtete Thier beim Licht ihrer Laterne. Es ergab sich, daß es eine Schußwunde im Bein und wahrscheinlich erst vor kurzer Zeit hier Kühlung und Ruhe gesucht hatte. Durch das plötzliche Auftreten des Knappen war es, ohnehin schon aufs Aeußerste gereizt, fast wüthend geworden und so hatte sich der beschriebene Auftritt entwickelt.

An Goldgraben oder andere Untersuchungen in der „Geisterhöhle" war nach diesem Abenteuer nicht weiter zu denken. Der Knappe zitterte noch wie ein Weidenast, der in das Wasser hinein hängt und von den Wellen bewegt wird.

Aber auch abgesehen von der Störung — die Geschichte war so gut ausgegangen, als hätten sie einen kleinen Goldbrocken vorgefunden. Das Fell, das Schußgeld, das Fleisch, das sie zu räuchern gedachten — alles das zusammen war wohl so viel werth, wie das Gold, das sie in einem Monat oder noch mehr zusammen gewaschen hätten.

Sie luden die Last auf und schleppten sie unter furchtbarer Beschwer an den jenseitigen Eingang der Höhle. Dort wurde es ihnen klar, daß es unmöglich sei, sie auf den Schultern ins Thal zu bringen.

Der Knappe stieg deshalb voraus, schnitt eine Anzahl von Legföhrenzweigen ab und bildete daraus eine Unter-

lage für den schweren Körper. Sie legten ihn darauf und schleiften ihn abwärts. Sie brachten es aber nicht weiter als bis zur obersten Schafalpe.

Dort blieb Anton mit dem Thiere, der Knappe aber ging ins Thal hinab, um Leute aufzutreiben, die mit vereinten Kräften im Stande wären, die Beute heimzubringen. Es gelang und die beiden Goldsucher blieben wieder beim Schmied über Nacht.

Dreizehntes Capitel.

Der Silberbaum.

„Gestern haben wir einen Bären ins Thal gebracht", sagte am nächsten Tage der Knappe zu Anton, der vor ihm stand, um zu erfahren, durch welche Dienstleistung er sich heute sein tägliches Brod erwerben sollte, „heute Nacht bind' ich einen auf und du mußt dazu helfen. Es ist doch heute Donnerstag?"

Auf die bejahende Antwort Antons fuhr er fort:

„So raste dich heute aus. Morgen ist auch noch ein Tag — und überdies wirst du die Nacht nicht viel zum Schlafen kommen."

Anton bedankte sich und legte sich hinaus in den Garten auf eine Bank, die von einem Hollunderbaume beschattet war, dessen Früchte jetzt schon in schwarzen Dolden an den Zweigen hingen.

Er wußte nicht, wie lange er dort geträumt, geduselt oder geschlafen hatte, als er hinter dem Gitter in der

Wand reden hörte. Dieses Gitter versperrte die Schlafstube des Schmiedes und war von der lärmenden Werkstätte weit entfernt. Die Länge des etwas morschen Gebäudes deutete darauf hin, daß es einmal, zur Zeit, als der Bergbau zu Döllach noch in Blüthe stand, ein Gewerkenhaus gewesen war.

Bald unterschied Anton seines Brodgebers Stimme, welcher sagte:

„Du hast also das Geld?"

„Da ist es," erwiderte der alte Schmied. „Es sind lauter Frauenthaler, auf denen Unsere liebe Frau ist, mit dem Kind auf dem rechten Arm."

„So ist's recht", sagte der Knappe. „Die das Jesuskind auf dem linken Arm halten, taugen nichts. Aber sind denn die Jahreszahlen alle grad?"

„Ja, die sind's, und es sind auch alle die Anfangs- und Endbuchstaben auf den Münzen, die du gesagt hast."

„So also, gieb her! Jetzt paß auf! Es ist grade heute die günstige Zeit und deswegen bin ich hierher gekommen. Es ist die Nacht vom Donnerstag auf den Freitag und grade in der Mitternacht geht der Neumond ein. Also heute Nacht übergeb' ich dir den Einsatz, den Silberbaum, der dir später so viele Thaler einträgt, als du nur willst."

„Warum giebst du mir ihn nicht gleich?"

„Nein, das muß in einer solchen Nacht sein — anders

wird's nichts. Und dazu auf einem Kreuzweg — also vielleicht dort, wo der Weg nach Pockhorn abgeht."

„Da müßt' ich also vor Mitternacht aufstehen?"

„Ja, lieber Freund, das ist noch das Wenigere. Wenn ich dir aber heute um Mitternacht den Silberbaum bringe, dann mußt du noch in der nämlichen Nacht um drei Kirchen herumgehen, also, wie wenn ich saget', um die Kirchen von Döllach, Putschal und Pockhorn."

„Ja, zu was denn?" erwiderte der Alte, und man merkte es seiner Stimme an, daß er arg erschrocken war.

„Das sollst du gleich hören. Du mußt um jede der Kirchen so oft herumgehen, als du nach Verlauf von neun Jahren monatlich Gulden vom Silberbaum herunter nehmen willst. Magst du also nach neun Jahren von dem Silberbaum, den ich dir geb', jeden Monat fünfhundert Gulden abnehmen, so mußt du heute Nacht fünfhundert Mal um jede von den Kirchen laufen."

„Ach, du lieber Gott, wie soll denn ich mit meinen alten Füßen das machen?"

„Wie du willst, Schmied, du brauchst ja auch nicht so viel. Geh einmal herum, so kannst alle Monat einen Gulden abnehmen."

„Ja, das ist mir aber zu wenig!" jammerte der Schmied.

„Nu, so lauf! Da kann ich dir nit helfen!"

„Meinetwegen, ich werd' halt trachten, daß ich herum-

komm' und werd' recht langsam gehen, das rackert mich nit so gar arg zusammen."

„Ja, gar zu langweilig darfst du's auch nit machen, Schmied, denn noch vor vier Uhr früh muß der Silberbaum da in deinen Keller gut eingegraben und verwahrt sein. Die Hauptsach' aber ist, daß du auf deinem ganzen Weg mit keinem Menschen ein Wort redest, es mag kommen, was immer will."

„Das wär' leichter zu machen, als das Herumlaufen — nu, weil's aber sein muß, so thu ich's. Schad' ist's nur, daß man neun Jahr' lang warten muß."

„Kann nit helfen, das Erz muß sich auszeitigen."

„Ich weiß wohl", erwiderte der Schmied. „Aber wenn ich da die ganze Nacht herumlaufen soll, so muß ich mich jetzt ins Bett legen. Sonst halten's meine alten Füß' nit aus."

„Gute Nacht", sagte der Knappe lachend.

Jetzt hörte Anton die Thüre zuschlagen und gleich darauf ein Klimpern von Geldstücken, die auf Holz auffallen.

Er konnte sich nicht enthalten, an das Gitter hinzugehen und hinein zu schauen.

Da sah er den Knappen vor einem Haufen blinkender Thaler sitzen und Stück für Stück abzählen. Es war dies offenbar das Geld, welches der Schmied für die Anfertigung eines Silberbaumes hergegeben hatte.

Bei diesem Anblick überkam Anton ein Gefühl, als ob er es mit einem abgeriebenen Betrüger zu thun habe. Er hatte wohl schon von Goldeinsätzen, Lasur und dergleichen gehört, aber niemals etwas davon geglaubt, wie in dieser Hinsicht die Ansiedler des Flachlandes und der breiteren Thalsohlen weniger leichtgläubig sind, als die Insassen des Hochgebirges, welche nahe am Eis und an den Schachten wohnen.

Es dauerte indessen nicht lange, so sollten ihm die Zweifel, die er vielleicht noch in dieser Hinsicht hegen mochte, ganz und gar benommen werden.

Der Knappe kam in diese Art von Garten heraus, um sich den Lauf des Wassers zu betrachten, welches hier in eine Arche gezwängt war und unter Bäumen blitzschnell hinabschoß.

Anton verhehlte ihm nicht, daß er vorhin, ohne es zu wollen, das Gespräch gehört habe, welches von ihm mit dem Schmiede gepflogen wurde.

„Haha", sagte der Knappe, „du hast es gehört — jetzt will ich dir zeigen, wie der Silberbaum gemacht wird."

Anton nickte.

„Siehst du, hier habe ich Blei", fuhr er fort, „dazu kommt Zink, Zinn und soviel Silber, als auf den Nagel meines kleinen Fingers geht. Drinnen habe ich allerlei Säuren in Flaschen. Wenn ich die mit den Metallen zu-

sammengieße, so entsteht eine Art von Baum, der sich an einen Draht anschlägt, den ich hineinhänge — es schaut so aus wie der Kandiszucker, den du beim Kramer am Fenster heraus siehst."

„Aber das Geld?" fragte Anton.

„Dummer Kerl, das Geld behalte ich — ob das Kindel auf dem rechten Arm sitzt oder auf dem linken — einerlei ist's, aber die Leut' glaubeten Einem nichts, wenn man ihnen nicht mit solchen Sachen käm'. Schau, Toni, bei mir kannst du noch viel lernen, wenn du Obacht giebst."

„An solchen Sachen hätt' ich keine Freud'," entgegnete Anton ruhig.

„Darum bist du ein dummer Kerl," sagte der Knappe.

An diesem Tage sprachen die Beiden nicht mehr viel miteinander.

Der Knappe fühlte sich dadurch gekränkt, daß Anton sein Treiben mit solcher Mißachtung betrachtete.

Gegen Abend aber, als Anton eben draußen im Lärchenschatten an dem milchblauen Wasser auf- und abging, trat der Versucher abermals zu ihm:

„Höre, Toni," sagte er, „ich muß den einfältigen Schmied recht für den Narren halten. Ich habe ihm verboten, daß er in der Nacht mit irgend Jemandem ein Gespräch anfange. Wie wär's denn, wenn du hinausgingest und ihn zur Rede stellst?"

„Warum denn?“

„Weil er dann morgen zu mir kommt und mir vorjammert. Dann sage ich ihm, sein Silberbaum taugt nichts, und stell' ihm noch viel ärgere Bedingungen. Der Tölpel muß recht in die Enge gehetzt werden.“

„Ich möchte dem alten Menschen so viel Verdruß nit anthun,“ erwiderte Anton.

„Ach was, der Kerl ist ja ganz blind und thoret vor lauter Begierde, auf leichte Weise zu Geld zu kommen. Schau einmal an, was thut denn der König mit seiner Lotterie? Der spiegelt den Leuten vor, sie können im Handumdrehen reich werden, daß sie Quaternen und Quinternen gewinnen. Derweil tragen sie ihr Geld hin und der in seinem Schloß lacht dazu. Glaub' mir's, wenn der Schmied nicht mit mir zu thun hat, so geht er zu einem Andern. Wer einmal mit dem Schatzfinden und Goldmachen angefangen hat, hört nimmer auf. Wenn ich gleich zum Schmied sagte: Es ist nichts, du mußt es machen wie ich, mit Suchkugel und Hacke umeinander gehen, in die alten Stollen schliefen, die verborgenen Adern aufsuchen — das helfet' nit viel, in wenigen Tagen hätt' er es mit Einem zu schaffen, der ihm noch mehr abnähme, als ich.“

„Das kann schon sein“, erwiderte Anton, aber ich möcht' doch derjenige nicht sein, der die Leut' um ihr Geld bringt.“

Der Knappe brummte etwas wie von Undankbarkeit,

von Leuten, die Einem keinen Gefallen thun, und wenn man sie gleich schier vom Hungertode errettet, aber er traute sich doch nicht, Anton zu hart zu reden oder ihn im Zorne zu verabschieden, weil er fürchtete, derselbe könne dem Schmied seine Schliche verrathen oder ihn wenigstens warnen, sich gar zu sehr mit dem Zauberkünstler einzulassen.

Im Uebrigen ging Alles, wie es der Knappe voraus bestimmt und gesagt hatte.

Um Mitternacht traf er den Schmied am Kreuzwege. Ohne ein Wort zu sagen, händigte er ihm ein großes, oben mit einer Blase verschlossenes Glas ein. Dieses Glas enthielt den Silberbaum, der angeblich aus den Frauenthalern angefertigt, in Wirklichkeit aber eine Lösung verschiedener werthloser Metallsalze war.

Kaum hatte der Knappe die Uebergabe dieses Gefäßes besorgt und der Schmied seinen Weg nach der Döllacher Kirche angetreten, als er in das Erlengestrüpp trat und dort aus einem Sacke, den er unter dem Gewande mit sich genommen hatte, allerlei Kleidungsstücke hervorzug. Diejenigen, welche er anhatte, zog er aus und legte sie in den Sack. Mit den anderen bekleidete er sich.

Es war ganz und gar das Aussehen eines Bauerburschen, welches er auf die Weise gewann. Da die Nacht völlig dunkel war — Neumond war so eben eingetreten — hatte er durchaus nicht zu besorgen, daß man ihn erkennen würde.

In dieser Vermummung begab er sich auf den Weg zur Pockhorner Kirche, von welcher er wußte, daß sie vom Schmied noch in der Nacht aufgesucht und so oft, das Glas in der Hand, umschritten werden würde, als es diesem seine Habsucht auftrug.

Hunger nach Gold! Wieder ein Beispiel. Da ist ein gebrechlicher alter Mann, der in tauber, finsterer Nacht, während sich nichts um ihn regt, als das Wüthen des Wassers um die Glimmerblöcke, sich den Schlaf entzieht und hinausgeht und um die Kirchen herumläuft, neben deren Mauern die Gebeine vieler Geschlechter modern. Bald wird er das Nämliche sein, was diese. Daß er den Staub derjenigen tritt, die ins Nichts dahin gesunken sind, das giebt ihm Nichts zu denken. Für ihn sind die „Früchte", welche er von seinem Silberbaum nach neun Jahren abpflücken wird, eindringlicher als alle Lehren des flüchtigen Bergstromes und des Angers mit den Menschengebeinen. Er läuft fort und fort, wie eine aus dem Lauf abgeschossene Kugel, stets das Glas in der einen Hand, während die andere weit ausgestreckt ist, um etwaigen Hindernissen zu begegnen, bevor er sie mit dem kostbaren Gefäß berührt.

Die Sterne glitzerten spärlich und nur die Ampel des ewigen Lichtes erhellte ein wenig die gegenüberliegenden Bäume, als der Schmied bei der Pockhorner Kirche anlangte.

„Halt, was treibst du da?“ scholl es aus dem Dunkel eines Mauervorsprungs.

Der Schmied erschrak bis auf die Knochen, aber er wagte keine Antwort, sondern lief, den unangenehmen Störer mit der Hand zurückwinkend, gerad aus längs der Mauer des Kirchenschiffes fort.

„He, Landsmann, so schnell geht's nicht, wir zwei gehen nicht von einander, ohne daß wir unsere Kraft im Ringen probirt haben. Geh, laß mich nimmer länger schnackeln — wir müssen probiren, wer der Stärkere ist!“

Der Schmied lief jetzt gerade zu. Der Unbekannte aber trat hervor, setzte ihm nach, packte ihn um die Hüfte und bedeutete ihn, daß er auf den Boden zu stellen habe, was er in der Hand trage.

Alles Abwinken und Wegdeuten mit der Hand nützte dem Unglücklichen nichts mehr. Der Fremde setzte ihm immer stärker zu, bis er in die Furcht gerieth, er möchte den theueren Silberbaum auf die Erde fallen lassen. Diese Besorgniß half ihm schließlich über jede andere hinweg. Er sagte, indem er seinen Worten eine flehende Betonung gab:

„Um Gotteswillen, laßt mich in Ruhe! Ich bin ein armer, alter, gebrechlicher Mann und muß da etwas für den Frieden einer armen Seele thun!“

Unter dieser armen Seele verstand er, wie es scheint, sich selber. Der Fremde aber hatte an der Antwort genug,

brummte noch einige verdrossene Worte und verschwand eben so unerwartet, wie er gekommen war.

Der erste graue Morgenschimmer stand über den Bergen, als der Schmied mit seinem Silberbaum heimkam.

Er fand den Knappen auf seinem Lager. Dieser that, als ob er fest eingeschlafen wäre. Als er vom Schmied aufgerüttelt worden war, mußte er dessen Erzählung anhören, die er unter Jammern und Wehklagen vorbrachte.

Er schilderte ihm, wie er es nicht begreifen könne, daß es Leute gebe, die kindisch genug seien, um einen alten Mann nicht ruhig seiner Wege gehen zu lassen.

Der Knappe that ganz erschrocken und fragte ihn rasch, ob er am Ende gar gesprochen habe.

„Ja, er hat mich ums Rangeln angegangen“, erwiderte er seufzend, „und wenn ich nicht hab' niedergeworfen sein wollen und den ganzen Silberbaum verlieren, so hab' ichs ihm bereden und ihn davon abspenstig machen müssen.“

„O du Granatenesel von Schmied“, rief der Knappe, indem er kaum das Lachen halten konnte, „was hast du da angestellt? Habe ich dir nicht zehnmal auf das Strengste verboten, du sollst das Maul nicht aufmachen? Weißt du, was jetzt ist?“

„Nein“, antwortete zitternd der alte Schmied.

„Dein Silberbaum ist beim Teufel, das ist's, sonst nichts!“

„Um Gotteswillen!“ wehklagte der Schmied.

„Jetzt bleibt dir nichts Anderes übrig, als du grabst in der nächsten Nacht, wo wieder Neumond ist, den Silberbaum unter einer Hollunderstaude ein, die aber ganz genau drei Klafter hoch sein muß, keinen Schuh weniger, keinen mehr. Und dort, wo der Silberbaum eingegraben ist, dorthin mußt du eben so viele Körbe Mist aus dem Kuhstall hinaustragen, als Tage des Monates, in dem du das thust, voraus gegangen sind. Wenn du das verfehlst, so verraucht und entweicht die Kraft aus dem Silbereinsatz!“

„Jesus, das ist eine schöne Geschichte!“

„Ich hab' dir's voraus gesagt und kann nichts dafür. Jetzt laß mich aber schlafen und du schlaf auch — du wirst müd' genug sein!“

Der Schmied entfernte sich unter Wehklagen, seinen Silberbaum mit sich fort tragend.

Der Knappe lachte noch eine Weile, dann schlief er wieder ein. Als er aufwachte, fragte er nach Anton.

Ein Schmiedegeselle antwortete ihm, daß derselbe vor Tagesanbruch fortgegangen sei und ihm aufgetragen habe, dem Knappen zu sagen, er bedanke sich schön und er werde sich irgendwo eine andere Arbeit suchen.

„Der Narr!“ dachte sich der Knappe und schlug sich an das Wamms, in dessen Seitentasche die Thaler, von einer Schweinsblase verwahrt, steckten.

Vierzehntes Capitel.

Eine neue Unternehmung einer alten Gesellschaft.

Als diesmal der Scharler Seppl aus Habach zurückkehrte, war er weniger gut aufgelegt, als das letzte Mal. Von Smaragden keine Spur, wohl aber zerrissene Schuhe und abgeschundene Kleider. Auch war er diesmal vom Hirten mit weit weniger Freundlichkeit behandelt worden, als früher — offenbar, weil mittlerweile dieser Verdacht über die wirkliche Thätigkeit des Scharlers in Habach geschöpft und es ihn geärgert hatte, daß er von ihm nicht ins Vertrauen gezogen worden war. In dieser Auffassung wurde der Hirt durch die zweite Anwesenheit des Scharler bestärkt.

Dem Letzteren fehlte es keineswegs an Geld, denn der Waldner in Kriml hatte ihm ein schönes Stück aufgezählt für die Edelsteine, welche er an ihn abgelassen hatte. Aber mit dem Geld allein war es dem Scharler nicht gethan — er wollte Aufregung, Abenteuer.

Darum schlug er, in Hollersbach angekommen, sofort

den Weg zu dem Hause ein, von welchem er wußte, daß sich Christian mitunter auf seinen Jagdzügen dort aufhalte.

Zu seinem größten Vergnügen traf er nicht nur diesen, sondern auch den Federhies dort.

Er wurde mit Jubelruf empfangen.

„Das ist recht, daß du daher geschneit kommst", rief Christian. „Wir haben gerade eine große Jagd vor."

„So ist's recht", erwiderte der Scharler, „und wieso soll denn das zugehen?"

„Es ist in Mittersill eine große Hochzeit", nahm der Federhies das Wort, „und zu der sollen wir das Wildpret liefern."

„Meinetwegen", sagte der Scharler. „Ich bin dabei. Aber wißt ihr denn, das es sauber ist?"

„Ganz gewiß," erwiderte Christian. „Wir haben schon unseren Kundschafter in einem Lehen zwischen Stuhlfelden und Mittersill. Der hat uns gemeldet, daß die Jäger morgen zu Haus bleiben."

„Ist er herunter gekommen?"

„Das braucht's nicht. Unser Bursch geht mit den Jägern jagen", erwiderte Christian, „und weiß Alles, was vorgeht. Er ist ein Schuster. Damit die Jäger nichts merken, kommt er gar nit zu uns. Sondern er macht es so. Wir haben gar nichts zu thun, als jetzt im Herbst, Winter und Nachwinter zu schauen, wo er sein Licht hinstellt, bei dem er seine Schuhflickerei besorgt. Im Som-

mer, wo die langen Tage sind, geht's freilich nit — da würde das Licht mitten in der Nacht zu sehr auffallen."

„Nu, und was thut er denn nachher mit seinem Licht?" sagte der Scharler, durch diese lange Einleitung neugierig gemacht.

„Wenn er das Licht unten hin stellt, so haben die Jäger Ruhetag. Stellt er es auf sein Fensterbrett gerade hin, nachher treiben sie sich im Thale auswärts herum — sei es, daß sie gegen hierher und Mühlbach hinaufgehen oder abwärts gegen das Lambach Schlößl, gegen Stubach oder Uttendorf hin. Hängt aber der Schuster das Licht höher, dann bedeutet's, daß sie ins Gebirg gegangen sind, ists nachher rechts vom Fensterkreuz, so ist's aufwärts gegen Tirol zu, gegen den Pihapenkopf oder dort irgendwo herum, und ist's links, nachher bedeutet's Mühlbach, Stubach, Velberthal — je nachdem halt."

„Ah so", sagte der Scharler lachend, „da habt ihr's ja schier so schlau gemacht, als wie früher in Blühnbach drinnen. Aber ich meinet', jetzt wär's noch nicht recht an der Zeit, Abends bei Licht zu arbeiten — wie macht ihr's denn nachher da, daß den Jägern nichts auffallt?"

„Jetzt wird das Licht auch noch nit angewendet", sagte der Federhies. „Da haben wir da draußen einen Gangsteig durch das hohe Ried, das sich bis zur Salzach hinzieht. Wo das Ried an das Wasser stößt, dort ist ein Steg über die Salzach, ein klein wenig ober Stuhlfelden, der aber sehr selten benutzt wird. Auf dem Steg geben

wir auf die Strebebäume Obacht. Es kommt darauf an, ob vorne, mitten oder hinten ein Strohhalm oder ein paar Strohhalme hängen, sie müssen aber so aussehen, wie wenn sie zufällig hingekommen wären. Wir kennen uns schon danach aus, wie die Strohhalme hängen — je nach der Richtung, in der sie der Schuster anbringt, wissen wir, wohin die Jäger gegangen oder ob sie zu Haus geblieben sind."

„Ja, wie kommt's denn aber, daß der Schuster so genau weiß, wie es mit den Jägern steht?" wandte der Scharler Seppl ein. „Wie ich noch da herin gejagt habe, ist mir nie etwas von diesem Schuster untergekommen."

„Nu", entgegnete Christian, „er wird halt manchmal, wenn eine größere Jagd stattfindet, als Treiber benutzt. Und dann versteht er es, sich immer bei den Jägern in Gunst zu halten."

„Ich weiß nicht", sagte der Scharler Seppl, „so ganz und gar thät ich mich doch nit auf ihn verlassen. Wie leicht könnte es sein, daß er einmal in der Hoffnung auf eine Belohnung den Jägern plauderte?"

„Das thut er auch manchmal", nahm der Federhies das Wort, „aber nur im Einverständniß mit uns. Dann tragt es ihm von zwei Seiten etwas."

„Wie macht er denn das?" fragte der Scharler.

„Er sagt: „Ich habe in Erfahrung gebracht, daß Schützen da und dort jagen." Wenn dann die Jäger in der Entfernung von uns gesehen werden, so lassen wir es

knallen und thun, als ob Wunder was los wäre. Aber ehe sie herankommen, sind wir schon wieder in unseren Schlupfwinkeln, die Keiner aufspürt", erklärte Christian.

„Ja so — wenn er auch nur nicht einmal im Ernst angiebt", meinte der Scharler.

„Das wird er bleiben lassen, denn von uns nimmt er auf die Länge der Zeit mehr ein."

„Meinetwegen, ich verlaß mich auf euch. Aber was sagt denn jetzt das Licht, oder eigentlich der Strohhalm?"

„Daß die Jäger in's Stubach gegangen sind", erwiderte Christian. „Uebrigens für die Hochzeit muß Wildpret her, es mag gehen, wie's will. Der Mohrenwirth hat's bestellt und der Mohrenwirth ist eine alte Kundschaft."

„Der Mohrenwirth!" rief der Scharler, „den können wir freilich nicht sitzen lassen. Wenn's etwa der alte Waldner wäre, dann machte ich mir eine Freude, ihm den Spaß zu verderben, dem Geizkragen!"

So sprachen die versammelten Wildschützen noch eine Weile fort. Dann aber sagte Christian:

„Wir müssen uns schlafen legen. Die zwei Treiber sind auf drei Uhr in der Frühe bestellt, und es wird eine schwere Arbeit werden."

Der Rath wurde befolgt. Bald lagen die Drei in der Scheune ihres Unterstandgebers, durch deren Wandritzen das Mondlicht eindrang. Die Wasser des Hollerbaches, die rauschend durch das Dorf ziehen, sangen sie in den Schlaf.

Fünfzehntes Capitel.

Eine Schlacht.

Um die sechste Stunde des nächsten Morgens waren die Schützen schon weit oben im Gebirge, unfern des stäubenden Wasserfalles, der von dem am Rande der Eiswelt hoch oben eingebetteten Weißeneggersee herabkommt.

Sie befanden sich zwischen den Legföhren, in einem Gewirre von Blöcken, auf einem Boden, der oft, verwittert und mit kleinen Trümmern übersäet, wie er war, unter den Tritten nachgab.

Die zwei Treiber befanden sich seitwärts im Gewänd. Von den drei Schützen stand Christian zu oberst, in der Mitte war der Federhies und zu unterst war der Scharler Seppl aufgestellt.

Der Lärm und das Geklapper der Treiber kam immer näher und näher. Die Wechsel des Wildes waren schon längst ausfindig gemacht und auf die angegebene Weise verstellt. Jeder stand schußbereit da, denn es mußten

jeden Augenblick zwischen den Blöcken auf dem jähen Trümmerfeld, auf welchem die Legföhrenstände sich wie Buschschöpfe inmitten eines Moores ausnehmen, Gemsen zum Vorschein kommen.

Der Abstand des einen Schützen vom andern mochte etwa zwei Schußweiten betragen. Es war also hinlänglich nahe, um sich durch Zurufe zu verständigen.

Plötzlich hörten Christian und der Federhies unten einen argen Lärm, dessen Ursache Keiner von ihnen zu enträthseln vermochte.

Es mußte irgend etwas Außerordentliches vorgegangen sein, denn der Scharler Seppl unten würde gewiß keinen unnöthigen Lärm machen in dem Augenblicke, in welchem man von der andern Seite die Gemsen gegen sie hertrieb.

Plötzlich vernahmen Christian und der Federhies mitten aus diesem Lärm heraus, aus welchem sie nicht klug wurden, den Ruf einer Elster.

Da die Gemsen jeden Augenblick kommen mußten und wenn sie vorüber waren, für heute an keine Jagd mehr gedacht werden konnte und die Schützen Gefahr liefen, daß, wenn sie heute den Mohrenwirth sitzen ließen, er ihnen seine Kundschaft für immer entziehen, ja vielleicht sogar aus Rache einmal den Jägern verrathen würde, so war es unerläßlich, daß Einer von ihnen droben beim

Wechsel auf dem Anstand blieb, während der Andere immerhin sich um den Elsterruf bekümmern konnte.

Christian beauftragte also den Federhies, auf seinem Platze zu bleiben, während er hinabeilte.

Er war noch nicht weit gekommen, als er ein Legföhrengebüsch in heftiger Bewegung erblickte. In diesem rangen zwei Menschen, von denen abwechselnd die Köpfe auftauchten.

In wenigen Sprüngen war Christian zur Stelle. In diesem Augenblicke ließ der Eine, ein Jäger, den Anderen, den Scharler Seppl, der ziemlich übel zugerichtet schien, los und legte mit seiner Büchse auf den neuen Ankömmling an.

Christian sprang rasch hinter einen der großen Glimmerschiefer-Blöcke, welche da herum lagen, und schlug auch seinerseits auf den Jäger an, nachdem er dem Block hinlängliche Deckung abgewonnen hatte.

Eben aber, als die Hand Christians den Drücker berühren wollte, raffte sich der Scharler Seppl, welchen sein Gegner, wie es schien, als kampfunfähig für den Augenblick unberücksichtigt gelassen hatte, mit einem Satze auf und schlug auf den Jäger mit seinem schweren Bergstock. Dieser fiel betäubt zusammen.

Nachdem ihr Gegner auf dem Boden lag, sprang der Scharler Seppl hinzu, ihm die Hände zu binden. Chri-

stian aber kam hinter seinem Steine hervor und fragte den Scharler, wie es ihm gehe, weil er besorgte, derselbe könne von seinem Ring- und Faustkampfe mit dem Jäger einen Denkzettel übrig behalten haben.

Der Scharler Seppl aber lachte ihn an, ehe er noch den Mund zum Reden geöffnet hatte.

Es war ein Glück für Beide, daß Christian in diesem Augenblicke umschaute, weil ihn ein abgestorbener Zweig einer Legföhre an der Joppe gepackt hatte und nicht los- lassen wollte. Denn bei dieser Wendung erblickte er hin- ter einem ziemlich großen Block das Gesicht eines andern Jägers hervorspähen.

In demselben Augenblick aber mußte dieser auch schon vom Scharler Seppl gesehen worden sein. Ehe Christian sich entschieden hatte, ob er zuerst dem betäubt Daliegen- den die Hände binden oder auf den neuen Feind losstür- zen sollte, sah er bereits den Scharler Seppl, der seine Quetschungen abgeschüttelt haben mochte, wie ein Hund das Wasser, im Zickzack zwischen den Blöcken hin und her springen, so daß ihm jeder Augenblick ein anderer derselben Deckung bot und er sich doch rasch demjenigen näherte, hinter welchem der neue Feind lauerte.

Es war ein eigenthümliches Hin- und Herspringen zwischen den Trümmern, oft mit tief vorgebeugtem Kör-

per, und die Eisen der Bergschuhe klapperten hell, gegen das klippige Gestein geschlagen.

Der Scharler beabsichtigte, wie es Wildschützenbrauch ist, den Jäger zu einer Schlägerei zu veranlassen. Denn von den Schießwaffen wird nur im äußersten Fall Gebrauch gemacht und nur dann, wenn eine solche vom Jäger auf den Schützen angelegt wird.

Der hinter dem Felsblock versteckte Jäger mochte aber die Sache anders verstehen und es weniger auf einen Ringkampf abgesehen haben. Denn ehe der Schütze seinen Block erreicht hatte, qualmte es blau unter dem Struppwerk von Heidelbeeren und Alpenrosen hin, das auf dem Stein gedieh, und der Scharler Seppl hörte ein singendes Pfeifen neben seinem rechten Ohr.

Zu jener Zeit, wo noch Vieles durch alten Brauch geregelt war, gab es eine allerdings nicht geschriebene oder gedruckte Satzung, welche den Ehrenkodex solcher Heldenkämpfe enthielt. Man behauptet sogar, daß in früheren Jahrhunderten von den Pflegern und Vögten derlei Satzungen mitunter dem Volke alljährlich einmal auf öffentlichem Platze vorgehalten und dasselbe zur schuldigen Befolgung ermahnt wurde.

Solche alte Satzungen regelten insbesondere eine der zu jener Zeit wichtigsten Verhältnisse, nämlich die Nothwehr. Da heißt es: „Wenn es sich um das eigene Ich handelt,

so ist der erste Schlag verboten, der zweite nicht mehr." Und was vom Schlage galt, das galt auch vom Schuß. Die Wildschützen hielten sich noch immer an den alten Brauch und es war unerhört, daß Einer von ihnen zuerst geschossen hätte.

Aus diesem Grunde wurde der Scharler von einer unsinnigen Wuth übermannt, als er sah, daß derjenige, den er bloß durchzuprügeln gedachte, es auf sein Leben abgesehen habe. Diese Wuth steigerte seine Kraft.

In zwei Sätzen sprang er, ohne weiter an Deckung zu denken, auf den Jäger los.

Da es diesem in einem Augenblick (und mehr Zeit brauchte der Scharler nicht, bis er vor ihm stand) nicht möglich war, wieder zu laden, so gelang dem Wildschützen, ihm den Stutzen auf die Brust zusetzen:

„Ergieb dich", rief der Scharler in der höchsten Aufregung, „wenn du nicht sterben willst. Kümmere dich nur nicht um deinen Kameraden, der hat schon ausgeblasen!"

Statt zu folgen, machte sich der Jäger daran, sein Gewehr in Stand zu setzen.

Da hatte er aber ohne den Zorn es Wildschützen gerechnet, welchem der Tod am Kopf vorüber geflogen war.

„Weg mit dem Stutzen!" schrie er.

Edelmüthiger aber als der Geselle, der ihm die Kugel zugedacht hatte, drückte er nicht ab, sondern warf den eige=

nen Stutzen weg und umschloß seinen Feind mit den Armen. Nachdem er ihn in kräftiger Umschlingung zu Fall gebracht hatte, ließ er ihn mit dem rechten Arm los, während der linke und das Kniee ihn auf dem steinigen Boden festhielt. Darauf wurde er von der Faust des Scharler bearbeitet wie ein Stück Leder, das zubereitet wird.

Prügeln und Schütteln, diese beiden Arten des Faustrechtes, wurden an dem Unglücklichen bis an die Grenze der Möglichkeit hin ausgeübt.

Mittlerweile wurde der Scharler, während er seinem Geschäfte fleißig oblag, durch Zurufe von Seiten Christians verständigt, daß dem andern Jäger unten die Hände und Füße gebunden seien.

Diese Nachricht hielt den Scharler in seiner Arbeit auf.

„So, Jäger", sagte er, „jetzt kommt's an dich. Damit du aber, wenn deine Kameraden dich auffinden und losbinden, leichter laufen kannst, so nehme ich dir deinen Stutzen, dein Pulverhorn, deine Jagdtasche, deinen Kugelbeutel, dein Messer. Es geht nachher leichter bergab — merk' dir das! Und du", rief er zu Christian hinab, „sorg' du auch dafür, daß mit dem Jäger seinem Gewehr da drunten heut' kein Unglück mehr passirt!"

„Ihr werdet uns doch nit verhungern und verdursten lassen wollen!" sagte der obere Jäger jammernd zum Scharler Seppl.

„Vom Verdursten ist keine Rede", erwiderte der Scharler lächelnd. „Unter dem Block fließt eine Quelle, da könnt ihr trinken, so oft ihr wollt, und was das Essen anbelangt, so schadet euch ein bissel Hungerleiden nit."

Während er das sagte, hatte er den Entschluß gefaßt, ihren Kameraden, den andern Jägern, sowie sie selbst ins Thal hinabkämen, wissen zu lassen, wo sich dieselben befänden. Ihre Gefangenschaft in der Einöde konnte also nur einige Stunden dauern.

Triumphirend zogen sie sodann mit ihren Beutestücken nach oben, von woher es während dieser Zeit fünf bis sechsmal gekracht hatte.

Diese Schüsse waren ihnen ein gutes Vorzeichen, daß die Jagd gut ausfalle, Höllenmusik dagegen waren sie für die beiden Jäger, welche lautlos und niedergeschlagen gebunden neben den Blöcken standen und welche die Schmerzen, die sich als Nachwehen der Faust- und Stockhiebe fühlbar machten, für Augenblicke vergaßen, wenn der Knall eines Schusses zu ihnen herabdrang.

„Wir hätten uns zur Wehr setzen müssen", sagte Christian im Hinaufsteigen, „und wenn ihrer statt zwei fünf oder sechs gewesen wären. Die Jagd hat auf keinen Fall ganz unterbrochen werden dürfen. Denn ich habe mein Wort gegeben, daß ich das Wildpret liefere, und mein Wort habe ich noch immer gehalten. Wäre die Sache

nicht so dringend gewesen, so hätte natürlich auch noch der Federlhies gegen die Jäger mitthun können."

„Es hat so schon gelangt", erwiderte der Scharler. „Die zwei Jäger werden an uns denken, wenn sie wieder in ihrem Bett liegen und ihnen die Knochen weh thun, daß sie nicht einschlafen können."

„Es hätt' aber auch anders ausfallen können", sagte Christian trocken.

„Wohl wahr", entgegnete der Scharler, „aber auf ein bißl Glück muß der Mensch immer rechnen, sonst hat er keine Schneid."

„Daß man gegen die Jäger nur in einer solchen Anzahl auftritt, die gerade hinreicht, die Gefahr zu überwältigen und die, die gerade jagen, nicht zu stören, das sagt ja auch unsere Verfassung", fuhr Christian fort.

„Wenn die Jäger von oben her gekommen wären und du hättest unten gejagt, so wäre es am Federhies und mir gewesen, die armseligen Kerle zu vertreiben", bekräftigte Christian.

„Ich habe auch den Elsterruf", bemerkte der Scharler, „nur ausgestoßen als Zeichen, daß die Schußlinie neu verstellt werden muß."

Als sie den Federhies erreichten, fanden sie, daß derselbe vier Gemsböcke erlegt hatte. Der Trieb war ausgezeichnet gut ausgefallen und es in ihren Erinnerungen

fast beispiellos, daß Einer auf dem Anstand so viel geschossen hatte.

Es wurde nun beschlossen, die Treiber zu verabschieden, und ihnen empfohlen, sich so unbemerkt als möglich in's Thal hinabzumachen, jedenfalls aber das Dorf Hollersbach nicht vor Einbruch der Dämmerung zu betreten.

Der Federhies und der Scharler beluden sich Jeder mit zwei Gemsböcken. Christian aber nahm sämmtliche Gewehre, ihre drei und die zwei von den Jägern erbeuteten, und machte sich mit ihnen voraus, um den beladenen Kameraden den Weg frei zu halten.

Fast hätten sie vor Uebermuth laut aufgeschrieen und gejubelt, als sie, mit so ergiebiger Beute versehen, die steilen Pfade unter der Roßgrube und Höll-Alpe hinabschritten. Waren nicht die zwei guten Stutzen der Jäger allein viel werth — abgesehen von dem Triumph, den sie über ihre Feinde davon getragen und welchen sie um zwanzig Gemsböcke nicht hergegeben hätten?

Christian, welcher um etwa hundert Schritte vorausging, gelangte nunmehr an den Anfang einer Felsenwand, längs welcher ein sehr schmaler Steig hoch über dem Bach hergeht, der etwas weiter unten einen gewaltigen Fall über Glimmerwände hinabthut.

Plötzlich stutzte er. War das am jenseitigen Ende der Felswand mitten im Wasserrauch, der vom Sturze aufstieg,

nicht eine Anzahl Menschen, die ihm den Weg versperrten?

Er blieb stehen und strengte seine Augen an, um durch den wallenden Schleier schärfer zu sehen.

In diesem Augenblick krachte ein Schuß und er sah in seiner unmittelbaren Nähe einiges Gebröckel sich von der Wand ablösen — ein unverkennbares Zeichen, daß hier die Kugel eingeschlagen hatte. Sofort verschwand er hinter einem Felsblock und hielt den nächsten Stutzen, der ihm in den Griff kam, schußfertig.

Trotz des Lärmens, welchen das Wasser hervorbrachte, entging den Ohren der beiden Anderen der Schuß nicht.

Sie warfen sofort ihre Last in einige nahestehende Krummholzgestrüppe und liefen rasch voran, um zu erspähen, was vorging.

Vor ihnen zog sich eine Zunge jungen Waldes aus Lärchen und Birken, mit Legföhren und Bergerlen untermischt, quer von einer höher liegenden Sandrisse herab bis zum Anfange des Tobels, welchen sie an der einen Wand zu durchklettern hatten.

Ueber diesen Jungwald hinüber konnten die beiden Wildschützen ein ganzes Rudel von Menschen sehen, welches sich vor dem Engpasse aufgestellt hatte und offenbar den Wildschützen den Weg verlegte.

Zugleich erblickten sie Christian von rückwärts, wie er hinter einem Steine hockte, den Stutzen im Anschlag.

„Der Kukuk," sagte der Scharler leise zum Federhies, „ich mein', euer Schuster und eure Strohhalme haben uns verrathen."

„Alles weiß er halt auch nicht", entgegnete der Federhies — „aber verrathen hat er uns nicht. Doch still! Wir müssen uns ducken, damit uns die Streifzügler da drunten nicht sehen."

Als sie durch die Zweige des Gehölzes spähten, sahen sie, daß der ganze Trupp still hielt. Entweder sie standen rathlos am Eingang der Schlucht, ohne zu wissen, was sie weiter thun sollten, oder sie sprachen unter sich über den weiteren Plan. Offenbar mußte für sie, der ungünstigen Stellung wegen, in welcher sie anzumarschiren hatten, die wichtigste Frage die sein, in welcher Anzahl die Wildschützen waren, denen sie auf diesem schwierigen Kampfplatze entgegentreten wollten.

Wie konnten sie das erfahren? Augenscheinlich nur durch einen kühnen Vormarsch, bei welchem sie die Gegner zwangen, mit ihnen handgemein zu werden.

Nachdem der Scharler Seppl eine Weile überlegt hatte, sagte er zum Federhies:

„Wir müssen uns sehen lassen."

„Was nicht gar?" erwiderte dieser, „daß sie sehen,

daß wir nur dritt', eigentlich hier nur zu zweien sind, daß sie heraufkommen und uns wenigstens unsere Gemsen abjagen, wenn sie uns nicht gleich selber erwischen!"

„Ach, Gott bewahr'," sagte der Scharler, „wir müssen die Geschichte so einrichten, daß sie glauben, unser sei eine ganze Menge."

„Und wie wollen wir das machen?"

„Wir tummeln uns so viel als möglich durch das Gestrüpp da, bald hierhin, bald dorthin — was wir haben von Hüten, Joppen und anderem Zeug, das müssen wir rasch im Buschwerk da herum hängen oder auf die Steine legen, durch unsere Stöcke stützen und so weiter. Wenn dann Einer von unten in der Entfernung herauf schaut, da kann nachher kein Teufel unterscheiden, wer da ist, wie viele und was hinter den Latschen vorgeht. Sie müssen glauben, daß so und so viele Schützen da sind, die augenblicklich knallen lassen, sowie sie sich auf den Steig neben der Wand wagen. Und davon werden sie ihre Pfoten weg lassen!"

Der Federhies war damit einverstanden und wenige Augenblicke später bewegten sich überall die Zweige, hier schaute ein Arm, das heißt Aermel, dort ein Hut, das heißt Kopf hervor.

Die Streifzügler unten in der Tiefe rührten sich

nicht. Sie betrachteten mit Erstaunen die Anzahl der Wildschützen, die ihnen hier den Zugang streitig machten.

Alsbald schlichen sie sich, tief gegen den mit Felstrümmern übersäeten Boden gebeugt, zu Christian hin, der unbeweglich hinter seinem Block lauerte, um ihn von ihrem Plane zu unterrichten. Derselbe billigte ihn kurz.

Sodann krochen sie wieder zurück und holten die Hüte, die Joppen und die Stöcke und beluden sich abermals mit den versteckt gehaltenen Gemsböcken, so daß die Streifzügler drunten mit ihren Vermuthungen in völlige Verwirrung geriethen und nicht mehr wußten, was sie von dem Gebahren der Wildschützen denken sollten. Die Meisten mochten wohl der Ansicht sein, daß sich dieselben, in Anbetracht ihrer bedeutenden Anzahl, entschlossen hätten, längs der Wand ihnen entgegen zu gehen.

Der Scharler Seppl und der Federhies machten es aber anders. Nur Christian stieg an der Wand zwischen den Blöcken allmählich weiter, ohne daß sie es merkten, die beiden anderen aber stiegen, vom Jungwald versteckt, die Höhe an, um den Tobel zu umgehen.

Auf der Höhe bald zwischen Trümmern, bald zwischen Krummholz fortgehend, entdeckten sie bald eine Stelle, an welcher sie ihre Beute wieder verbergen konnten. Nachdem das geschehen war, gingen sie weiter vor, um sich die Streifzügler auch von dieser Seite aus zu betrachten.

Sie konnten das leicht unbemerkt auch hier ausführen, weil sie theils das Krummholz, theils ein sogenannter Wasenhag*) verbarg.

Sie machten sich zunächst daran, die Anzahl der Köpfe zu mustern, und fanden, daß es ihrer zehn waren.

Nunmehr flüsterten die Beiden eine Weile mit einander. Darauf trennten sie sich und jeder ging an eine andere Stelle des Hages, um von dort ab gewaltige Blöcke loszulassen, die denn auch in jähen Sätzen, alle Klafter weit aufschlagend und dann wieder hoch aufspringend, in die Tiefe schnellten.

Als die ersten der Streifzügler durch ein dumpfes Geräusch aufmerksam wurden, zogen sie sich rasch zurück. So wie sie aber einige Ellen weit gesprungen waren, sauste es auch in der Richtung, in welcher sie flohen, über den morschen Glimmer herab. Gerade so ging es den Mittleren und Letzten — wohin sie sprangen, vernahmen sie das Gepolter von herabdonnernden Steinen und an einzelnen Stellen sausten sie ihnen über die Köpfe und stürzten in den Bach, in welchem sie, ohne eine Spur zurückzulassen, verschwanden, um bald darauf, dumpf mit anderen Steinen

*) Unter Wasenhag versteht man eine niedrige aus Rasenstücken und Steinen errichtete Mauer, welche statt eines Zauns den Weideboden in der Richtung gegen irgend einen Abgrund hin einfriedigt.

zusammenschlagend, gleich diesen nach und nach durch das jähe Bett hinabgerollt zu werden, wovon freilich derjenige, der neben dem Wasser herging, vor dem Geräusch der Wellen schwerlich etw as Anderes gehört hätte, als mitunter etwas wie einen Gewehrknall, was aber nichts anderes gewesen war, als das Zusammenstoßen zweier Steine auf dem Bachgrund.

Dieses Herabschmettern der Steine hatte die Wirkung, daß sich in einem Augenblick die zehn Streifzügler in vier bis fünf Gruppen aufgelöst und vereinzelt hatten, welche so weite Zwischenräume trennten, wie sie aus Angst vor Steinen von ihnen durchsprungen worden waren.

Diesen Augenblick benutzten der Scharler und der Federhies, um mit furchtbarem Gebrüll auf die ihnen zunächst stehende Gruppe von drei Mann hinabzustürmen. Gleichzeitig krachten Schüsse von der Wand her — Christian war so weit zwischen dem Trümmergestein der Wand vorgekrochen, daß ihnen die Schüsse aus ziemlicher Nähe zukamen.

Er ließ eines der fünf Gewehre nach dem anderen losgehen.

Diese Schüsse hatten den Zweck, die Streifzügler über die Richtung, in der sich unsere Hauptmacht auf sie zu bewegte, irre zu führen. Nach dem fortgesetzten Knallen von der Wand her, wo Christian mit seinen fünf Ge-

wehren, die er mit großer Gewandtheit immer wieder von Neuem lud, ein schier ständiges Lauffeuer unterhielt, mußten sie annehmen, daß ihnen von dort die Ueberzahl der Wildschützen entgegenkomme. Und nun auch noch der Angriff von der Seite her, die sausenden Steine, die Ueberraschung — alles das bewirkte, daß sich zwar die ersten drei, die dem Scharler und dem Federhies gerade gegenüber standen, eine Weile widersetzten, als ihnen aber die vielen Schüsse in die Ohren gellten und sie sich, als sie umschauten, vereinzelt sahen, da zogen sie sich allgemach zurück, indem sie eine viel größere Anzahl von Wildschützen im Anmarsch begriffen glaubten.

Mittlerweile war Christian mit seinen geladenen Gewehren an die Seite der Beiden geeilt, um ihnen nöthigenfalls mit der Kugel beizustehen, denn die bisherigen Schüsse waren seinerseits nur blinde Puffer gewesen.

Als er aber sah, daß die Schlacht in der Hauptsache schon gewonnen sei, begnügte er sich, den Flüchtlingen einige unschädliche Flintenschüsse nachzusenden. Damit war die Aktion für heute vorüber — denn es fing schon an dunkel zu werden und ein Hauptgrund, warum die Streifzügler das Gefecht abgebrochen hatten, lag wohl darin, daß sie in der Dunkelheit nicht gegen einen hier und dort verlorenen unsichtbaren Feind fechten wollten.

Alle drei überließen sich jetzt der größten Munterkeit, lachten, schrieen und sangen.

Nur der Christian sagte:

„Lustig ist's freilich, daß wir ihnen so heimgeleuchtet haben und daß sie davonlaufen. Der ärgste Strauß ist auf jeden Fall vorbei. Aber ich denke mir, bis Mittersill kann uns noch Allerlei unterkommen. So dumm oder erschrocken werden sie doch nicht sein, daß sie uns die Gemsböcke ganz ruhig in den Markt hineintragen lassen."

„Mir wär's nicht gerade recht, wenn sie mich erwischten", sagte der Scharler. „Das nächste Mal hätte vielleicht der Pfleger in Mittersill weniger Nachsehen."

„Zum Erwischen gehören zwei", bemerkte der Federhies, „und nachdem wir ihnen das auf dem Berg gezeigt, werden sie's auch im Thal glauben müssen."

Es wurde die vorige Marschordnung eingehalten. Doch zogen sie es vor, sich von nun ab schweigend zu verhalten.

Sechszehntes Capitel.

Der Brand auf der Salzach.

Der Mond stand zwar am Himmel, aber er war glücklicher Weise nicht sichtbar. Seine Scheibe hielt sich hinter dem einen Gebirgswall versteckt und erhellte nur die höchsten Spitzen des gegenüberliegenden höheren, die dadurch über dem tiefen Dunkel, das über den Thälern lagerte, ein höchst seltsames Aussehen annahmen.

So gingen sie lange Zeit, unter ihrer Last keuchend, neben einander her, bis auf einmal der Federhies, indem er auf ein Licht, das draußen im Ried der Salzach zu sehen war, hindeutete, sich also vernehmen ließ:

„Mir dünkt, ich sehe das Achenlichtl*)! Das bedeutet nicht viel Gutes!“

---

*) Das „Achen- (d. h. Wasser-) Lichtl“ gehört zur Gattung der seligen Irrlichter, die man häufig in den Salzachsümpfen beobachtet haben will. Mitunter beobachtete man neben ihm eine blaue Hand. Es wird als ein übelwollendes Gespenst geschildert.

„Das bedeutet, daß du ein Esel bist", sagte Christian, „und für uns bedeutet es, daß unten irgend was gegen uns vorgeht. Wir müssen aufpassen, daß wir nicht am Ende noch ersaufen, wenn wir schon aus dem Bade heraus sind."

Diese Ermahnung wurde beherzigt und die Drei schleppten ihre Last wieder stillschweigend weiter. Sie stiegen, ohne trotz der tiefen Dunkelheit zu straucheln, aufs Gerathewohl und ohne sich um die steilen Bergpfade zu kümmern, über Felsen und durch Wald zur Thalsohle hinab.

Endlich erreichten sie dieselbe ohne Zwischenfall.

Eben aber, als sie bei den ersten Häusern von Hollersbach anlangten, trat ein Mensch hinter einem Haufen von aufgeschichteten Scheiten hervor und rief Christian an. Dieser blieb stehen nnd gab den hinter ihm Befindlichen ein Allarmzeichen. Bald aber kamen diese, von Christian vorgerufen, heran und erkannten in dem Menschen den einen ihrer Treiber. Er war von ihrem Unterstandgeber sowohl als vom Schuster abgesandt worden, sie zu benachrichtigen, daß die Streifzügler in der größten Wuth zurückgekehrt und daß die Kordonsoldaten in großer Anzahl rings um den Markt Mittersill herum aufgestellt worden seien.

„Da hast du dein Achenlichtl!" sagte Christian zum Federhies.

„Da muß aber doch Verrath dahinter stecken!“ bemerkte der Scharler.

„Gewiß nit“, entgegnete der Treiber. „Der Mohrenwirth hat halt einmal wieder seinen Rausch gehabt und hat vor den Jägern sein großes Maul aufgemacht oder gleich gar in seinem Unsinn eine Wette gethan, daß er trotz ihrer Wildpret bekommt, so viel er will. So ist's gegangen und nicht ein Haar anders.“

„Au weh“, sagte der Federhies, „da können wir für heute unsere Lieferung für uns behalten.“

„Und ich sage“, erwiderte Christian zornig, „daß wir das Wildpret nach Mittersill bringen, es mag kosten, was es will.“

„Recht“, sagte der Scharler Seppl, „ein Mann, ein Wort. Was du für nothwendig hältst, Christa, da thun wir mit.“

„Es ist doch klar“, fuhr Christian fort, „daß für uns am Tag, wenn wir bis morgen warten, die Lieferung noch gefährlicher wird, als bei der Nacht, wo alle Kühe schwarz sind. Ob uns der Wirth in seiner Dummheit selber verrathen hat, das wissen wir nicht, und so lang wir's nicht wissen, dürfen wir ihn nicht in der Verlegenheit stecken lassen.“

„Noch heute müssen wir mit den Gemsböcken in den Markt kommen!“ rief der Scharler.

„Alles recht“, entgegnete Christian, „jetzt wollen wir

aber vorerst einmal ins Haus gehen und uns die Sache überlegen, wobei wir uns ein wenig ausschnaufen können; denn wir können unsere Knochen heute noch brauchen."

Vorsichtig schlichen sie durch den Baumanger, welcher das Haus ihres Unterstandgebers umgab, nach der Thüre.

Dort wartete derselbe schon und zeigte in seinen Geberden den Ausdruck der höchsten Aufregung.

„Ihr wißt's schon?" flüsterte er ihnen zu.

„Ja freilich", entgegnete Christian fast unmuthig und trat, ohne weitere Kenntniß von ihm zu nehmen, in die Wohnstube. Es wäre überflüssig zu erwähnen, welch' sonderbaren Pläne in aller Eile hier zusammengeschmiedet wurden.

Wer am wenigsten sprach, war gegen alle Gewohnheit der Scharler Seppl. Kein Wunder — denn er brütete über einem Gedanken, welcher an und für sich und was die Wirkungen des Vorsatzes anbelangt, ungeheuerlich, bei näherer Betrachtung aber, wie ihm allmählich das Nachdenken lehrte, gar nicht so bedenklich war, wie mancher andere bescheidene Vorschlag, den seine Genossen machten, während er nachsann.

Der Federhies war für das Durchschlagen mit bewaffneter Hand gewesen, Christian hatte an verschiedene Versuche des Durchschleichens, sich Vermummens und ähnliche Streiche der List gedacht, als plötzlich der Scharler Seppl folgende Rede anhub:

„Ihr dürft die Geschichte hin und her wenden, wie ihr wollt, es bleibt uns nichts übrig, als im Mittersill etwas anzuzünden, damit die Kordonsoldaten Alle auf einen Fleck hinlaufen, während wir auf dem andern unsre Angelegenheit durchsetzen."

„Wäre sehr gescheidt", erwiderte Christian. „Aber damit man in Mittersill etwas anzünden kann, muß man zuerst in Mittersill sein. Und wären wir einmal darin, dann hätten wir ja andere Geschäfte oder vielmehr unser Geschäft wäre aus. Zudem möchte ich doch Niemandem an seinem Hab und Gut weh thun."

„Das braucht's Alles nicht", erwiderte der Scharler Seppl. „Wir brauchen zum Anzünden nicht hinein und thun auch mit dem Anzünden nichts weiter, als den Mittersillern einen Schrecken einjagen."

„Da wäre ich doch aber begierig", sagte Christian. „Aber red' nur schnell, wir haben nimmer viel Zeit!"

„Ich habe in der letzten Zeit ein paar Geschäftsreisen bis ins oberste Pinzgau hinauf gemacht", erwiderte der Scharler Seppl, „und habe dabei meine Augen nicht zugedrückt. Da habe ich gesehen, daß gar nicht weit ober dem Markt ganz nahe an der Salzach eine Menge Holz aufgeschichtet liegt. Es ist eine ganze Reihe von Stößen. Das eine ist Brennholz, das andere ist zum Verkohlen bestimmt, und dieses ist natürlich in doppelter Länge vor-

handen. Aus diesem Holz zimmern wir in aller Schnelligkeit ein Floß. Das Floß füllen wir mit Holzspähnen an, die wir vorher mit Pech untermengt haben. Dann zünden wir sie an und schieben die ganze Geschichte in die Salzach hinein. Während das Floß hinabtreibt, halten wir gleichen Schritt mit ihm und gehen immer neben der Salzach her."

„So?" unterbrach ihn Christian, „damit die Kordonsoldaten auf den Brand losgehen wie die Fliegen auf das Feuer und uns sammt dem Flosse abfassen!"

„Nicht einmal denken!" sagte der Scharler Seppl. „Das Floß begleiten wir bis nahe an Mittersill, dann gehen wir hinter einen Heustadel, um nachzuspähen, was weiter geschieht. Die jetzige alte Brücke ist ohnehin längst baufällig erklärt worden und gefährlich für Mensch und Thier. Die Jöcher sind so eng aneinander und so viele, daß das Wasser kaum recht hindurch kann, geschweige denn ein Floß. Und das Floß bleibt auch ganz gewiß daran hängen, die Flammen werden daran hinaufschlagen. Schad wär's gar keiner, wenn die alten Balken brennend würden und die ganze Brücke am Ende mit dem Floß weiter schwämme. Aber so gefährlich ist's gar nicht, denn eine Brücke löschen muß das Allerleichteste sein, weil sie ja im Wasser mitten drinnen steht. Alles aber wird darauf zurennen; darauf warten wir und kommen mit den Leuten,

die wirr durcheinander laufen, in den Markt hinein, ohne daß sich Jemand um uns kümmert."

Auf diesen Vorschlag entstand ein allgemeines Stillschweigen.

Einer schaute den Andern an, um zu entdecken, was er von dem Vorschlage denke.

„Das geht", sagte endlich Christian trocken, stand auf und ergriff den nächsten Gemsbock, der unter der Bank vor der Thüre lag. „Aber schnell müssen wir dazu thun", setzte er hinzu. „Wenn wir lang warten, verraucht uns die Schneid' dazu."

So traten sie also in die Nacht hinaus, ganz sorglos und alle auf einem Haufen.

Hatten sie sich doch nach Allem, was sie gehört, hier nicht um ihre Verfolger zu kümmern, die jetzt alle mit einander um Mittersill einen Kreis bildeten.

Als sie am Ufer der Salzach ankamen, fanden sie Alles so, wie es der Scharler Seppl angegeben hatte. Das Brennholz wie das Kohlholz lag in Haufen da.

Das Floß wurde angezündet und bei der alterthümlichen Bauweise, welche damals noch die Brücke über die Salzach kennzeichnete, bei der Unzahl von Pfeilern, durch welche sie allzu vorsichtig gegen die Wucht des Wassers gestützt war, konnte es nicht fehlen, daß das brennende Floß sich der Breite nach davor hinlegte und hängen blieb.

Auch im Uebrigen ging es genau so, wie es der Scharler Seppl vorhergesagt hatte.

Sie versteckten sich, nachdem sie die längste Strecke neben dem brennenden Flosse hergegangen waren, um ein zu frühzeitiges Anlanden an den Schilfufern zu verhindern, hinter einem Heustadel und betrachteten sich, was in der nächsten Nähe vorging.

Bald sahen sie die Kordonsoldaten auf die Brücke zulaufen. Es dauerte nicht lange und die Glocke des „Venediger-Schlosses“, dessen „Hungerleiderin“ neulich dem Scharler ganz in der Nähe zugelächelt, fing an, über das der Brücke drohende Schicksal zu heulen.

Dem Beispiel dieser folgten bald die Glocken des Marktes und selbst die einiger benachbarten Dörfer — es war ein allgemeines Jammern.

Beim Klange aller dieser Unglücksverkünderinnen stürzte Alt und Jung aus den Häusern. Da Niemand wußte, um was es sich handelte, war ein großes Durcheinanderrennen und erst auf dem Marktplatz erfuhren die Meisten, was vorging.

Hier wurden sie mit den größten Uebertreibungen bewillkommt. Nach den Einen standen sämmtliche Häuser in Flammen, die längs der Salzach hinabstehen, die Anderen dagegen behaupteten, die Brücke sei bis auf den letzten Pfeiler niedergebrannt.

Die Wahrheit aber war, wie sie der Scharler vorausgesagt hatte. Das Floß that der Brücke gar keinen Schaden, denn indem es vom Wasser gegen die Pfeiler angedrückt wurde, hob sich der von der Brücke abgewendete Theil, während der andere unter der angestauten Fluth sich senkte. Damit hätte der Fluß allein schon die Arbeit des Löschens übernommen, wenn auch die Feuereimer nicht gewesen wären, welche bald in ununterbrochener Reihenfolge auf das Floß hinabgeschüttet wurden.

Das sahen denn auch die versammelten Bürger des Pinzgauischen Venedig bald. Was sie aber nicht sahen, das war das fröhliche Hereinmaschiren des Christian und seiner Genossen, welche ungehindert zum Mohrenwirth gingen und dort ihre unter so vielen Abenteuern errungene Beute ablegten.

Siebenzehntes Capitel.

Eine Rehjagd.

Der Erfolg des heutigen Tages stieg den Wildschützen so sehr in den Kopf, daß Christian vorschlug, am nächsten Morgen sich in der Umgegend von Wald bei Kriml, dort wo sich die Berge gegen das Filsenjoch und das Tirolergebiet hinaufziehen, auf die Rehjagd zu begeben.

Der Scharler Seppl hätte wohl einige Einwendungen dagegen gehabt, weil ihm das Stelldichein im Kopf steckte, welches er dem Waldner in Mühlbach gegeben hatte.

Doch die Jagdlust und der Muthwille einerseits und andererseits der Gedanke, daß er in solcher Nähe von Kriml den Waldner in seinem eigenen Hause aufsuchen könne, veranlaßten ihn, sich bei dem von Christian vorgeschlagenen Unternehmen zu betheiligen. Auch konnte er ja im Vorbeigehen im Mühlbacher Wirthshaus für den Wirth eine Nachricht hinterlassen, daß er beabsichtige, ihn droben selber zu besuchen.

Die Gesellschaft sollte aus den nämlichen Theilnehmern bestehen, wie heute, und in den ersten Morgenstunden, wenn sich die Herren Kordonsoldaten längst zur Ruhe gelegt, von Mittersill gegen die oberen Salzachzuflüsse aufbrechen.

Man war dermalen in einer Zeit des Spätsommers angelangt, in welcher es nicht mehr Wunder nehmen konnte, wenn die Vorboten des Winters, die sich ja mitunter mitten in das blühende Reich des Sommers selbst vorwagen, einen flüchtigen Ausflug selbst bis in die Thalsohle herab unternahmen.

Während des gestrigen Abends hatte ein warmer Südwind geweht, der während der Nacht vom Nordwind zurückgetrieben worden war.

Als die Genossen vor Tagesanbruch vom Mohrenwirth aufbrachen, schlug ihnen ein mit Regen untermischtes Schneegestöber entgegen.

Die drei Männer gehörten aber nicht unter diejenigen, welche sich abschrecken ließen.

„Schöne Aussicht!“ sagte der Federhies, und das war die einzige Bemerkung, welche von ihnen über das Wetter gemacht wurde.

In der Thalsohle war der Schnee nur auf dem Grase, auf Balken und längs der Nordabdachung liegen geblieben. Anders aber war es auf dem Gebirge. Als der Tag

graute, erschienen die Höhen zu beiden Seiten, als ob sie während der Nacht in Gletscher verwandelt worden wären.

Und als späterhin sich von Zeit zu Zeit hinter rauhem Gewölk, welches vom Nordwind rasch vorbeigejagt wurde, eine gelbliche Sonne zeigte, so schien sie trüb und wässerig in der Tiefe, die Höhen aber erglänzten in ihr, daß sich die Augen geblendet von dem Goldschimmer abwandten.

„Das ist gerade recht", sagte Christian. „Um so leichter spüren wir die Rehe auf."

„Wo bleiben wir denn heute über Nacht?" sagte der Scharler Seppl, „denn heute ist ja doch mit der Jagd nichts mehr zu machen?"

„Ich denke, wir gehen über das Filsenjoch und bleiben in der ersten Schafalm auf der Tiroler Seite", erwiderte Christian.

„Es ist recht", sagte der Scharler Seppl, „aber in Wald versehen wir uns ordentlich mit Essen und Trinken, damit wir dem Schafler, wenn er noch droben ist, auch was geben können. Ihr dürft nit vergessen, daß ich überflüssig Geld habe und daß wir uns jeder Zeit einen guten Tag aufthun können."

Und so geschah es.

Zu Wald luden sich alle drei an Fleisch, Branntwein und sogar Wein auf, was sie nur schleppen konnten, und

fort ging es im Schnee, neben einer tiefen Bachkluft, aufwärts der Grenze von Tirol zu.

Je weiter sie hinauf kamen, desto tiefer sanken sie in den Schnee — es war ein Niederschlag gewesen, wie er um diese Zeit in solcher Mächtigkeit äußerst selten stattgefunden hatte.

Sie schauten einander kopfschüttelnd an, sagten aber nichts.

Das Knirschen ihrer Tritte im Schnee und das Loslösen der Schneeklumpen, die im laueren Mittag von den Bäumen zu Boden fielen, war das einzige Geräusch, welches sie begleitete.

Ehe sie sich in der Almhütte zu dem Gelage niederließen, welches sie beabsichtigten, gingen sie noch eine Weile auf dem Berge hin und her, um die Wechsel auszuspüren. Damit war für den nächsten Tag schon ein Theil der Arbeit gethan.

Die Schafalm liegt hoch oben nahe am Ursprung eines Baches, welcher der Hopfgartener Ache zufließt. Es ist eine elende Hütte, durch welche die Gestirne des Himmels scheinen, Wind, Regen und Schnee eindringen.

Sie kamen deshalb noch immer früh genug zu ihrer Unterkunft.

Es dauerte nicht lange, so geriethen sie auf zahlreiche Spuren und fanden die Wechsel mit leichter Mühe. Die

verschiedenen Fährten gaben einen guten Ueberblick über den Wildstand in dieser Höhe.

Da der Schneefall zunahm und außerdem ein starker einschneidender Wind das Herumspazieren als wenig angenehm erscheinen ließ, so machten sie sich der Hütte zu, wo sie der Hirt, der aus ihrer Erscheinung sofort seinen Verdienst herausrechnete, willig aufnahm.

Noch mehr schmunzelte er und sein Sohn, ein etwa fünfzehnjähriger Bube, als Fleisch und Wein zum Vorschein kamen und sie zum Essen und Trinken aufgefordert wurden. Es war dies das erste Fleisch, welches sie seit den Tagen des Pfingstfestes, die von ihnen noch im Thale zugebracht worden waren, zu essen bekamen.

Unter der Schmauserei verging der Abend, die Männer legten sich auf das wenige Heu, zu welchem sie an einzelnen in das Gebälk geschlagenen Stiften empor kletterten, und bald wurde wieder nichts mehr hörbar, als die Athemzüge der Schläfer, das Rieseln des Schnees auf dem Dach und das Sausen des Nordwindes, der das Gestöber vor sich hertrieb.

Gegen Morgen aber sprang der Wind wieder um. Er wurde heftiger, aber sein Ungestüm bewies, daß er von Süden wehte, wenn nicht die Wärme schon seine Herkunft verrathen hätte.

Als der Christian nachschaute, sah er, daß wegen

des tiefen Schnees die Jagd für heute unmöglich wäre. Doch hielt er es für Sünde, davon abzulassen, nachdem der Südwind eine baldige Vertilgung des Schnees in Aussicht stellte.

Durch die zahllosen Ritzen und Lücken des Daches sowohl wie des Mauerwerkes blies es so warm in die Hütte hinein, als ob draußen ein großer Ofen aufgestellt wäre, der sie heizen sollte.

Vom Dache der Hütte ergoß sich die Traufe, in der Tiefe stöhnten die Wälder und rauschte der angeschwellte Fluß vernehmlicher.

Durch den Südwind mußte der flockig aufgehäufte Schnee eine festere Masse werden, bevor er ganz und gar hinschmolz. Und eben diesen festeren Schnee bedurften die Männer, wenn sie ihr Jagdvorhaben durchsetzen wollten.

Christian erinnerte sich, daß er einmal in einer ähnlichen Lage war, was das Wetter anbelangt. Er war bei Schneegestöber zu einer Almhütte gekommen. Nur war es nach Allerheiligen und statt Wein und Fleisch hatte er nicht einen Bissen Brod.

Er wäre wieder zum Thal gestiegen, wenn ihn nicht der Südwind mit Hoffnung erfüllt hätte. Zudem war überhaupt zu jener Zeit die Jagd für ihn kein Gegenstand der Unterhaltung wie heute, sondern es handelte sich um die Fristung des Lebens.

Das Wetter wurde aber immer schlechter und schließlich kauten er und sein Spießgeselle an dem Heu, welches den Sommer über den Sennen als Lager gedient hatte, obwohl es bereits von der Feuchtigkeit des beginnenden Winters schimmlig geworden war. Sie schnitten es mit ihrem Messer in kleinere Stücke und gossen heißes Wasser darüber (so wie man das Heu mitunter für das Melkvieh anrichtet) und aßen es wie Suppe. Doch wenn es für das Vieh zubereitet wird, so fehlt die Würze daran nicht, nämlich Salz und Kleie, — die Wildschützen aber besaßen diese nicht, ein so großer Leckerbissen ihnen das Salz und eine wie erwünschte Nahrung die Kleie ihnen erscheinen mußte.

Damals tobte der Wind unaufhörlich fort. Sehnsüchtig schauten sie fortwährend hinaus, ob sie dem Himmel mit aller Anstrengung ihrer Augen ein Fleckchen Blau abgucken könnten. Nach der Volksmeinung, daß, wenn der Südwind einmal drei Tage lang mit Gewalt wehe, sich am vierten Tage das Wetter nicht ändere, warteten sie auch noch auf den fünften Tag, stets vom gekochten Heu lebend. Und erst am sechsten wurden sie erlöst und konnten sie hinausgehen, um durch irgend eine Beute ihren Hunger zu stillen.

Heute aber lebten sie im Ueberfluß und auch der Himmel erwies sich ihnen gnädiger. Gegen Mittag kam

ein eisiger Nordwind, welcher die Oberfläche des Schnees in eine harte Kruste verwandelte.

Es wurden nunmehr die Gewehre untersucht und frisch geladen. Die Ueberreste von Wein und Fleisch erhielt der Hirt, der darüber eine Freude hatte, als ob ihm ein Goldland geschenkt worden wäre.

Von seinen Glückwünschen begleitet, verließen sie die Hütte und gingen den Fährten zu, welche sie gestern bemerkt hatten.

Diesmal bedeutete Christian den Scharler und den Federhies, sie sollten um einen Waldrand herumgehen und ihm zutreiben. Er wolle sich in der Lichtung und am Waldsaume aufstellen.

Sie hatten sich aber noch nicht getrennt, als der Scharler zufällig auf den von ihnen durchschrittenen Weg zurückschaute.

Von dort aus sah man noch die Alpenhütte, ziemlich tief unten, in der Größe eines mittleren Felsblockes.

Aber es war noch etwas dazugekommen, ab und zu bewegten sich schwarze Punkte, deren das scharfe Auge des Federhies bald sechs zählte.

„Zum Kukuk, was ist das?“ sagte der Scharler Seppl.

„Was das ist?“ rief der Christian aufgeregt. „Nichts Anderes, als daß wir heute wieder in dieselbe Hetz ge-

rathen, wie vorgestern — nur daß es ein klein bißl härter ausfallen wird."

„Warum das?" sagte der Scharler.

„Die sechs sind nichts Anderes als Jäger, und heute werden wir ihnen nicht leicht einen Possen spielen können; denn sie sehen am Gestapf im Schnee, wie viel wir sind. Sechs sind hinter dreien her, — sie können uns nicht verfehlen."

Auf einmal wurden noch vier oder fünf Punkte sichtbar, die sich alle in gleicher Richtung von der Hütte weg und offenbar auf den Spuren ihrer Tritte weiter bewegten.

Thalwärts hatten sie vorläufig wenig Aussicht zu entrinnen. Der Weg wäre zu beschwerlich gewesen, und außerdem war es vorauszusehen, daß der Nordwind nicht bis in die Tiefe gereicht hatte und deshalb der Schnee dort weich geblieben war. In diesem Falle hätte sich ihre Lage verschlimmert.

Sie beschlossen deshalb, der Höhe zuzustreben. Die Schritte wurden so groß als möglich genommen und der Gang beschleunigt, denn gegen eine vierfach größere Anzahl wohlbewaffneter Jäger wäre das Widersetzen eine Narrheit gewesen. Aber das Erwischtwerden hatte auch sein Unangenehmes — im Zusammenhalt mit dem, was im Hollersbach und bei der Mittersiller Brücke geschehen war, konnten sie sicher sein, Jahre lang hinter Schloß und

Riegel gesetzt zu werden. Die Wildschützen hatten so viel auf dem Kerbholze stehen, daß ihnen bei solchen Gedanken angst und bang werden konnte. Und so gut es vorgestern gegangen war, so sehr stemmten sich heute Hindernisse entgegen.

Das Aergste war, daß, nachdem sie eine halbe Stunde keuchend aufwärts gestiegen waren, sie plötzlich das Aufhören des Nordwindes, dagegen das Herannahen des Südsturmes verspürten, der abermals über das Gebirge eingebrochen war.

Der Schnee wurde im Nu weich, die Wildschützen sanken bis über die Hüften ein und die Jäger, die auf dem noch verhältnißmäßig härteren Schnee in der Tiefe gingen, rückten ihnen rascher nach, als sie selbst vorwärts kommen konnten.

Athemlos, von Schweiß und Schnee durchnäßt, Tod oder langjähriges Gefängniß vor Augen, — denn die Kugeln schlugen schon hier und dort den Schnee von den Zweigen der Legföhren weg, durch welche sie ihren Weg suchten — so quälten sich die Verfolgten durch die tiefen Wehungen, welche sich zwischen den Legföhren angesammelt hatten. Das Filsenjoch bildet dort oben eine Art von Hochfläche, über welche der Südsturm mit furchtbarer Gewalt hinfegte, hier den Boden schier schneefrei machte, dort Wälle und Mauern aufthürmte. Durch die Wehen

hindurch, welche den Schnee auch von unten nach oben rissen, so daß er ihnen durch die kurzen Hosen eindrang, sich unter dem Hemde bis zur Brust hinauf vorschob und ihnen fast den Athem hemmte, indem er sie ganz und gar einhüllte und umstäubte — was übrigens in Anbetracht der nachgeschickten Kugeln noch ein Glück war — mußten sie Schritt für Schritt ihren Weg erkämpfen.

„Ich leg' mich nieder", sagte der Federhies, „und schlafe ein. Mag kommen, was will, wenn ich nur liege."

Die Antwort darauf war ein Kolbenstoß der Büchse Christians.

Weiter ging es, daß das Herz aus dem Brustkorb springen wollte und der Schweiß blendend über die Augen hin in den Schnee troff, bis endlich die Höhe erreicht war.

Da kam eine steile Lehne. Der Christian hatte noch so viel Athem, zu seinen Leuten zu sagen:

„Stützt euch auf eure Bergstecken und fahrt ab!"

So geschah es und das war ihre Rettung.

Nachdem sie Jeder einen Mundvoll Schießpulver zu sich genommen hatten, was als ein vorzügliches Erfrischungsmittel gilt, rafften sie sich auf, stützten sich rückwärts auf ihre Alpenstöcke und rutschten pfeilgeschwind den Hang hinab.

Die Jäger waren noch nicht auf der Höhe angekommen, als sie einen Wald erreichten, der ihre Spuren so-

fort verbarg, weil unter dem Schutze der Bäume sehr viele Stellen schneefrei geblieben waren.

In eilendem Laufe ging es hinab, dem Erlwalde von Kriml zu, und in einer weiteren Stunde saßen sie alle wohlbehalten in der hinteren Stube beim Waldner.

Mit der Jagd war es nichts gewesen. Dagegen hörte der Scharler mit großem Vergnügen den Bericht des Wirthes über seinen Erfolg zu Goldeck an — ein Bericht, dessen Annehmlichkeit durch einen Sack voll Silbermünzen gesteigert wurde, welche der Waldner in der Begeisterung seiner Dankbarkeit dem Wildschützen aufdrängte.

Achtzehntes Capitel.

Der Hauser.

Als Anton dem Schmiedehause in Döllach Lebewohl gesagt hatte, wanderte er auf der Straße gegen Heiligenblut weiter, ohne daß er wußte, wovon er an dem Tage leben sollte, der eben über den Bergspitzen aufging.

Wenn er keine Arbeit fand, so drohte ihm abermals der Hunger; der Muth, der ihn beseelt hatte, als er auf dem Goldberge die Kärntener Grenze überschritt, war gesunken und von allen seinen damaligen Entschlüssen nur ein einziger übrig geblieben, nämlich der, keinen Bissen Brod auf eine unredliche Weise zu erwerben, ein Entschluß, dem er sich durch die Flucht von dem betrügerischen Knappen als treu ergeben erwies.

Mit Lauftruhe, Krampe und Schaufel in irgend einem Eisenwerke arbeiten, das wäre jetzt das höchste Ziel seiner Wünsche gewesen.

Aber hierzu befand er sich, da er Möll-aufwärts schritt,

auf dem falschen Wege. Um solches zu erreichen, hätte er sich Drau-abwärts wenden müssen, nach Unterkärnten, in die Gegend zwischen Klagenfurt und der steierischen Grenze.

Er ging aber dahin, wie es Menschen thun, die wohl einen Gedanken fest im Kopfe haben, die aber einem Gelähmten gleichen. Der Sinn steht da und dorthin gerichtet, aber die Füße versagen den Dienst. Er schritt auf dem Wege fort, wie eine Kugel, die dem nächsten Stoße gehorcht, welcher sie in Bewegung setzt.

Indessen sollte ihn eine seltsame Begegnung bald von allen Zweifeln und Beunruhigungen erlösen.

Als er über einen Zaun schaute, der zum größten Theile von Eschen überschattet war, sah er dort einen Mann sitzen, der, am hellen Morgen, mit großer Gemüthsruhe einem getödteten Reh das Fell abzog.

Der Mann hatte das Gesicht dem Wasser zugekehrt, an dessen Ufer er sich niedergelassen hatte. Eben stand er auf — und Anton erkannte zu seinem allergrößten Erstaunen den Hühnerbuben oder Hauser, den nämlichen Menschen, den er bereits als ehemaligen Schwärzer und Wildschützen kennen gelernt hatte.

Zu gleicher Zeit schaute der Hauser auf. Ihre Blicke begegneten einander. Der Hauser ließ sein Jagdmesser fallen und rief:

„Jesus, Maria, der Höhlentoni!"

Freude regte sich keine in dem Angesprochenen über diese Begegnung. Der Mann erinnerte ihn an die härtesten Zeiten seines unstäten Lebens, Tage, die noch härter waren, als der heutige, an welchem er, ohne Aussicht sein Brod zu verdienen, in einer fremden Gegend stand. Denn hier war er vor Nachstellungen und Kerker gesichert.

„Der Hauser", entgegnete er und blieb stehen, während dieser ihm bis an den Zaun entgegen schritt und ihm die ziemlich mit Blut befleckte Hand, die er jedoch vorher an seinem Sacktuche zu reinigen gesucht hatte, entgegen hielt.

„Haben dich die Baiern vertrieben?" sagte der Hauser lachend. „Ich seh dir's an."

„Ja", erwiderte Anton, „ich bin fortgegangen, weil ich nach dem Waldbrand fortgemußt habe. Aber bis jetzt hab ich nichts verbessert."

„Wie so?" sagte der Hauser. „Wegen dem Waldbrand bist du fortgegangen? Ist dir's in deiner Höhle zu heiß geworden? Wärst du zum Windberg Hans gekommen — wir hätten dich gut brauchen können, bei der Arbeit wie bei der Jagd draußen!"

„Grad vor der Thür bei dem hab' ich mich durchschlagen müssen, sonst wäre ich nit da!"

„So, du bist der, von dem mir der Hans erzählt hat! Hätt' mir's doch gleich denken können. Freut mich,

daß du den Schergen so heimgeleuchtet hast. Aber komm doch zu dem Gatter dort herein — du setzest dich zu mir an den Bach und erzählst mir, wie's zugegangen ist."

Anton konnte sich dieser Einladung nicht entziehen. Er öffnete das Gatter, ging über die abgemähte Wiese und setzte sich neben den Hauser zum Bache.

Während der letztere in seiner Beschäftigung fortfuhr, berichtete ihm Anton Alles, was seit seiner Flucht vorgefallen war, und verschwieg ihm auch nicht, warum er den Knappen wieder verlassen hatte.

„Mein lieber Bub", erwiderte der Hauser, „da herüben kriegst du so wenig Arbeit, als wenn du auf dem Hochkönig wärst. Aber was du damals versäumt hast, das kannst du jetzt einbringen. Du gehst mit mir hinüber um Windberg Hans — kein Mensch untersucht dem seine Hütte, dafür ist der Bauer, dem sie gehört, viel zu gut angeschrieben — da bist du so sicher wie der Pfleger selber, deine Nahrung kannst du dir schon verdienen und daheim bist du am Ende doch."

„Ich bin froh, daß ich drüben weg bin", erwiderte Anton.

„Red' nit so — bist auch wieder froh, wenn du dein Dorf manchmal von einer Bergspitze herunter zu sehen kriegst oder manchmal mit deinem Vater oder deiner Mutter zusammen kommen kannst."

Anton schwieg.

Nach einer Weile hob er an:

„Und wie kommt's denn, daß du am hellen Tag ein Reh abziehen kannst?"

„Ha, ich schieße für den Hüttenverwalter. Der setzt's schon durch, daß mir nichts geschieht. Uebrigens sind sie da herüben im Kaiserlichen nit so streng. Sie denken, wenn die Buben tüchtige Jagdschützen sind, so taugen sie auch zum Franzosen zusammenpuffen."

„Jetzt gieb mir du einen Rath, Hauser, was soll ich anfangen?"

„Brauch' ich dies noch einmal zu sagen? Du gehst mit mir, und zwar heute noch über den Tauern. Beim Windberg Hans bring ich dich unter — schau, ich mag dich so viel leiden, weil du mich damals so schön niedergeschlagen hast, wie du geglaubt hast, wir wollten den Weibern etwas thun!"

„Hätt' ich's vor ein paar Tagen gewußt", erwiderte Anton, „so hätt' ich's freilich gern angenommen. Aber jetzt ist's ja doch schier eine Schand', wieder heimzugehen."

„Wer weiß was davon und wer kümmert sich darum?" sagte der Hauser. „Arbeiten ist doch nirgends eine Schand' und der Hans giebt dir genug zu thun — denn der ist ja oft von der Alm weg. Ich hab' dir ja erzählt, daß er ein Mädel hat. Aber ich weiß schon, das dumme Schießen ist dazwischen gekommen, und da hab' ich die Geschichte

gar nit bis zum End' bringen können. Nu, ich erzähl' dir's unterwegs. Der ist sogar froh um dich."

Kommt denn sonst Niemand auf die Alm?" frug Anton, der allmählich, je weiter er die Sache überlegte, mehr und mehr Antheil daran nahm und den schon wieder die Kette des Heimwehs anzog, von welcher er sich bei so und so vielen anderen Gelegenheiten nicht hatte frei machen können.

„Es ist wohl ein Jäger da, der oft droben schlaft. Der weiß auch, wo der Hans ist. Aber der Bauer, dem die Hütte gehört, hat ihn so in der Tasche, daß der sich eher die Zung' abbisse, als ein Wörtel verlauten ließe."

Anton zögerte noch immer.

„Nu, du brauchst dich nicht zu übereilen", sagte der Hauser. „Wart' jetzt nur noch, bis ich mit meiner Arbeit da fertig bin. Es ist nachher noch Zeit genug. Ich zerwirke jetzt das Ganze, nachher besuch' ich noch einen Freund von früher — das Reh verkauf' ich dem Wirth und wir gehen über den Tauern."

„Ueber welchen?" fragte Anton.

„Ueber den Heiligenbluter", erwiderte der Hauser. „Denn um über ein Kees zu gehen, sind wir heute schon zu spät daran."

Anton setzte sich unter einer Erle neben den Wildschützen nieder, welcher schweigend seine Arbeit verrichtete.

Zum dritten Mal in seinem Leben befand er sich in seltsamer Lage diesem Menschen gegenüber. Das erste Mal hatte er ihn in seinem Rachehandwerk gegen einen Angeber gestört, das zweite Mal war es kurz vor dem plötzlichen Ereigniß, welches seinem Höhlenleben ein Ende machte, das dritte Mal hier, wo er brodlos dastand und nicht wußte, nach welcher Richtung der Windrose er seine Schritte lenken sollte.

„Du gefallst mir", sagte der Hauser abermals nach einer Weile — „du gefallst mir, weil du mich niedergeschlagen hast. Wie ich dich zuerst g'sehen hab', hab' ich dich niederschießen wollen — weißt, ich sag dir's, wie's ist. Aber nachher, wie ich erfahren hab, daß du so ein schlechter Häuter bist, hast mich wieder gedauert. Ich bin schon so — ich kann Niemandem lang was nachtragen. Nur die Kordonsoldaten, Grenzjäger und Finanzer — die sind meine schwache Seit', mit denen könnt' ich mich nit aussöhnen und wenn sie meine Brüder wären."

Anton hörte diese und ähnliche Reden des Hauser ohne sonderlich darauf Obacht zu geben. Seine Gedanken waren anderswo. Er befand sich in einem seltsamen Zwiespalt. Sollte er in der That das Anerbieten dieses Menschen annehmen und wieder hinüber gehen? Zu einem Leben, wie dasjenige, das er auf dem Haaseck geführt hatte, nimmermehr.

Aber der Wildschütze hatte ja davon gesprochen, daß er vom Windberg-Hans dort Arbeit bekommen und die Verrichtungen desselben besorgen könnte, während dieser auswärts sich befand.

Er konnte zu keinem rechten Entschlusse kommen. Der Hauser sah ihm das an und sagte:

„Das hilft dir jetzt Alles nichts. Du siehst, daß du in Kärnten einmal kein Glück hast. — Der Verwalter, der Knappe, das Goldwaschen, der Silbereinsatz: das Alles hat dir den Magen nicht voll gemacht und auch keine Ehr' eingetragen. Geh du mit hinüber, schau — ich mein' dir's gut."

Als Anton noch nicht antwortete, fuhr er fort:

„Wenigstens gehst du mit mir essen. Ich weiß da droben bei Heiligenblut ein Haus, in das kehr' ich oft zu. Dort wohnt Einer, der viel älter ist, als ich — aber er hat vor zehn Jahren noch oft mit uns Päck' über das Gebirg' getragen und ist auch jagen gegangen. Jetzt dürft' man freilich mit so was bei dem nimmer kommen, seine Frau thät's nit leiden. Aber ein Stück von dem Reh behalt ich mir — der Wirth braucht nit Alles. Das lassen wir uns droben sieden. Du ißt einmal wieder ordentlich und nachher kannst Du immer noch thun, was du magst."

Anton nahm dieses Anerbieten an, ohne sich zu besinnen.

Der Hauser setzte seine Arbeit fort und Anton schaute in das vorübereilende milchblaue Wasser.

Nachdem eine Stunde vorüber war, erklärte sich der Hauser bereit zum Aufbruch.

Das ausgeweidete Reh steckte im Rucksack und die Decke wurde im Gestrüpp verborgen, von wo sie der Wirth bei der Nacht holen lassen konnte.

Sie schritten bald auf der Straße, zumeist aber, wenn es thunlich war, im Gestrüpp und im Schutze der Erlenauen weiter. Der Hauser zeigte sich im Aufsuchen solcher Deckungen sehr gewandt und erst jetzt begriff es Anton, wie es ihm möglich war, am hellen Tage mit dem getödteten Reh an den Fluß zu kommen.

Bald gelangten sie an den Fußweg, der vom Zlap*)-Fall weg steil aufwärts zu der Heiligenbluter Hochfläche führt, die Windungen der Straße abschneidend.

Dort oben steht, neben dem Bache, der aus der „vereisten“ Fleiß zum Vorschein kommt, eine Mühle auf Pfählen, zwischen welchen das Wasser hindurchschießt.

Und weiterhin an den Berg ist ein Haus angelehnt, klein, aus Holz gebaut. Nebenan befindet sich die Scheune, welche die Kärntner Hof nennen, und unter der Scheune ist der kleine Stall für die einzige Kuh.

---

*) Ein altes slavisches Wort. Slap = Wasserfall.

Daneben befindet sich ein mit Gerste bepflanztes Felsstück, von einem Zaun eingefriedet, welcher aus quer in einander verschrägten Brettern gebildet ist. Das Aussehen des Feldes stimmt gut zu der hohen Lage und den rauhen Lüften, welche von den nahen Eisfeldern herabwehen.

In dieses Haus trat nunmehr der Hauser mit Anton.

Eine Frau beschäftigte sich drinnen mit dem Ausbessern von Kinderwäsche. Um sie herum tummelte sich eine Anzahl von pausbäckigen, gesunden Kindern.

Die Wohnung sah wohl ärmlich, aber reinlicher aus, als man es gewöhnlich in diesem Thale findet. Auch die Kleider der Kinder waren wohl vielfach geflickt, doch keineswegs zerrissen oder schmutzig.

Die größeren Kinder spielten mit Holzstücken und balgten sich dabei auf dem Boden herum. Die kleineren hingen an der Mutter, zupften an der Wäsche und hinderten die Frau, welche lächelnd abwehrte, an ihrer Arbeit.

Ueber dem Ofen an der Wand hing ein altmodisches Gewehr und darunter blanke Steigeisen. Sie gemahnten an manchen Aufstieg zu hohen Graten, wo der Schütze, die Ferse mit den eingehakten Eisen bewehrt, dem Wild nachspürt. Gleich daneben erinnerten Schneereifen an die Winterszeit — jene bekannten flachen Teller, rund gebogene Reife, inwendig durch vielfach verstrickte Schnüre

miteinander verbunden, mit welchen man über tiefen Schnee zu gehen vermag, ohne daß der Fuß lästig tief einsinkt.

Auf der andern Seite des Zimmers stand eine Schnitzbank, welche man hier Hainzel nennt, und an ihr arbeitete ein Mann Faßdauben, wie sie von den Bindern gebraucht werden. Der Mann schien ein rüstiger Vierziger zu sein.

Beim Eintritt der Beiden erhoben Mann und Weib ihren Kopf und grüßten.

„Kommst auch einmal wieder, Hauser?“ sagte der Mann, indem er von seiner Bank hinwegging und dem Wildschützen die Hand bot.

„Und noch dazu mit einem Landsmann!“ erwiderte dieser. Und zu Anton gewendet, fuhr er fort:

„Auch ein Landsmann, der sich da herüben angesiedelt hat.“

Der Mann und die Frau schauten Anton mit jener stummen Neugierde an, welche den so vereinsamt lebenden Leuten eigenthümlich ist.

Um dieses unangenehme Stillschweigen zu unterbrechen und das Anknüpfen eines Gespräches zu erleichtern, reichte ihm der Hauser ein Päckchen Rauchtaback, mit der Aufforderung, er möchte seinen Stummel, oder, wie die Leute dort sagen, das Röhrl in Brand stecken.

Dieses geschah und Hauser frug ihn, wie es ihm gehe.

Der Mann warf einen Seitenblick nach seiner Frau

hinüber, wie wenn er sagen wollte: „vor dieser kann ich nicht reden, wie ich möchte." Sodann antwortete er:

„Mir geht es jetzt recht gut. Gesund bin ich, und so lange ich etwas arbeiten kann, fehlt es mir nicht an Verdienst. Viel will es freilich nicht heißen."

Der Hauser sah, daß sie in Anwesenheit der Frau doch nicht auf den Gegenstand zu sprechen kommen könnten, welcher ihnen Beiden zumeist am Herzen lag, und begann deshalb das Gespräch auf das Wetter zu bringen, welches hoch oben auf den Bergen zu toben schien.

Hier, an der Südabdachung des Gebirges, war der nämliche Schneesturm, welcher den Scharler Seppl und seine Gefährten auf der Jagd heimsuchte, nur als ein weißer Schleier zwischen den Graten erkennbar.

„Ja, ja," sagte der Besitzer der Hütte, „es ist der Südwind oben — der wird schlecht Wetter bringen, ehe viele Zeit vergeht."

Und zu seiner Frau gewendet fuhr er fort:

„Ich will, ehe es noch schlechter wird, mich um einige Haselknüttel umsehen für Schneereifen. Wenn es ärger stürmt, ist es ein schlechtes Hinausgehen."

Die Frau antwortete artig, der Mann zog ein wärmeres Wams an und nahm einen Bergstock in die Hand.

Der Hauser griff in seine Tasche und schenkte den Kindern einige kleine Silberstücke, was Anton, der in

seinem Leben kein Geschenk ausgetheilt hatte, nicht wenig wunderte.

Als die drei bei dem Gerstenfelde draußen angekommen waren, sagte der Hauser:

„Es ist doch recht, daß du mit in's Wirthshaus gehst. Ich muß ohnehin zum Wirth, weil ich da in meinem Rucksack Rehfleisch hab', das ich ihm bringen will."

„Ja freilich," sagte der Mann, „du weißt ja, daß da drinnen nichts gesagt werden darf. Das Weib will einmal von den früheren Verhältnissen und Ereignissen nichts wissen und ich will's ihr ja auch gar nit übel nehmen. Wenn das zum täglichen Gespräch wird, so hören die Kinder vom Wildschützenleben und — jung gehört, alt gethan."

„Da schau Einer," sagte der Hauser, während sie in der Zaungasse dahinschritten, „man sollte meinen, du habest deiner Lebtage keinen Rehbock geschossen."

„Ich leugne mich nicht weg davon, aber ich sag' euch so viel, ich wäre weiter gekommen, wenn ich mich nie auf das Leben eingelassen hätte."

„Nu, reden wir jetzt nicht weiter darüber, wir sind ohnehin noch am Wirthshause, da können wir nachher uns zusammensetzen und über die alten Zeiten reden, so lange es uns gefällt."

Der Hauser machte den Drechsler mit Anton bekannt

und erzählte ihm in kurzen Worten dessen Schicksale. Auch setzte er hinzu, derselbe habe die Absicht, noch heute mit ihm über den Tauern heimzukehren und auf der Sennhütte zu arbeiten — eine Absicht, welche der Drechsler nur lobte.

„Ich wär' niemals von daheim fortgegangen", sagte er, „wenn ich es noch einmal zu thun hätte."

Unter solchen Gesprächen erreichten sie die Dorfschenke. Sie stiegen einige Stufen hinauf.

Das Haus war im Erdgeschosse gemauert, der erste und zweite Stock aber aus Holz in sogenanntem „Schrottbundwerk" aufgeführt.

Ueber dem geräumigen Vorhause befand sich der Söller mit einem zierlichen alterthümlichen Balkon.

Auf diesem stand oben der Wirth, um sich nach dem Wetter umzuschauen, als er den Hauser hereinkommen sah. Er wußte sofort, was das zu bedeuten hatte, kam über die Treppe herunter und schob den Hauser in die Küche, nachdem er die beiden Anderen genöthigt hatte, in die Gaststube einzutreten. Aus dieser scholl ihnen ein arger Lärm entgegen und bald hatten sie die Ueberzeugung gewonnen, daß hier mit Ausnahme des Hundes und des Thürstockes Alles vollständig betrunken war.

Dem Anton, der seit langer Zeit ununterbrochen in freier Luft gelebt hatte, wurde es schon vom Hinsehen

schwindelig. Der Drechsler suchte daher eine andere Stube auf, in welcher sie mit einander ungestört reden könnten.

In diese traten bald darauf der Wirth und der Hauser ein, welche ihr Geschäft mit einander abgemacht hatten, und es dauerte geringe Zeit, so waren sie in ein eifriges Gespräch verflochten über diejenigen Gegenstände, welche wenigstens zweien von ihnen, dem Drechsler und dem Hauser, dem ehemaligen Wildschützen und dem noch thätigen, die allermerkwürdigsten waren.

Einige rasch hinabgestürzte Gläser Wein erregten die Gesprächigkeit und sofort kamen nun die Herzensangelegenheiten zum Vorscheine.

„Schön war's halt doch damals!" rief der Drechsler, indem er dem Hauser auf die Kniee schlug, daß es patschte.

„Schau einmal hinaus, sogar die Schneemänner da drüben sind ganz verhüllt — möcht' man nit meinen, sie trauerten selber um die damalige Zeit! Schön war's halt doch — sag Einer, was er will! War' ich gleich manchmal hungrig wie ein Wolf, von Nässe und Kälte geplagt, daß Einem die Zähne klapperten — dafür ist's auch herrlich, so am frühen Morgen herumzugehen und die Vögel zu hören und allerlei zu sehen, wovon die gewöhnlichen Leute keine Ahnung und wofür sie auch kein Gefühl haben."

„Und Monate lang ohne einen Kreuzer Geld zu Haus,"

bemerkte der Wirth lachend, „mit Proviant meistens nur auf ein paar Tage versehen, ohne Kredit und stets verfolgt von dem Jägervolk."

„Ja, und wenn erwischt", fügte der Hauser hinzu, „für lange Zeit eingesperrt, und was das Schönste ist, wenn Einer zurückkommt, will ihn Niemand kennen und am allerwenigsten die, die ihm vorher das Wildpret um den halben Preis abgekauft haben."

Der Wirth nahm von dieser Aeußerung keine Kenntniß, der Drechsler aber fuhr fort, von den Geistern des selten genossenen Weines angefeuert:

„Trotz alledem hat das Wildschütz-Sein doch seinen eigenen Reiz! Ist doch schon das Bewußtsein lohnend, daß du die Sterne in der Nacht so nahe bei dir hast, die in der reinen Luft funkeln. Und solche Menschen sollen schlecht sein?" setzte er hinzu, indem er mit der Faust auf den Tisch schlug, daß die zinnernen Geschirre zu tanzen begannen.

„Aber in den alten Tagen", sagte der Wirth „da kommt von dem Spazierengehen bei der Nacht die Gicht und anderes Leiden."

Der Drechsler unterbrach ihn mitten im Wort:

„Macht nichts!" rief er. „Gehört nicht etwa ein frommes und ruhiges Gewissen dazu, wenn man sich jeden Augenblick von einer mörderischen Kugel bedroht weiß?

Und die Ausbeute? Die ist ja so gering, daß man es wegen der allein gewiß nicht thut. Freut's Einem nicht, so draußen ganz allein unter dem gestirnten Himmel in der Einöde herum zu gehen, während es doch in Städten und Märkten nicht Wenige giebt, die sich Nachts ohne Licht nicht einmal vor die Hausthüre hinaus trauen, besonders, was die eigentlichen Krämer und Geldprotzen sind?"

Hierbei wurde der Drechsler so erregt, daß er die zinnerne Kanne auf den Tisch schlug. Es kochte in ihm noch das ungebändigte Wildschützenblut — wie fast in Jedem, der einmal Jahre lang solchem Waidwerk obgelegen hat und später nicht durch andere Sorgen und Banden nach und nach um die Nachwirkungen seiner Leidenschaft gekommen ist.

„Ich bild' mir was ein auf unsere Abenteuer," fuhr er fort. „Denn wer ein ordentlicher Schütz' ist, der bewegt sich schon ganz anders als ein Mensch von da unten, der sich nie zu was Herzhaftem aufraffen kann. Alle Augenblicke kann er genöthigt werden, sich für sein Leben — und wenn er kein Fuchsschwanz ist, auch für das Leben seiner Kameraden — zu schlagen, und das Alles von wegen dem dummen Vorurtheile der Welt. Denn ein Vorurtheil ist's, daß man das Wildschießen verboten hat. Warum sollen denn die höchsten Herrschaften allein das

thun dürfen? Das Ganze beruht nur auf Einbildung und kein Mensch kann sagen, der Fisch gehört dem und jener einem Anderen! Das Wild hat doch kein Merkzeichen am Geweih, wie der Ochs an den Hörnern, und trotzdem giebt es Leute, welche sagen, es gehört dem und nicht diesem."

Der Hauser belustigte sich über diesen Zorn und versuchte, ihn noch weiter hinein zu hetzen, indem er sagte:

„Wenn das Wild, das in den Wäldern lebt, auch gerade kein Merkzeichen trägt, so hat es doch irgend welchen Eigenthümer. Ihr werdet doch, um ein Beispiel anzuführen, schon davon gehört haben, daß der Landesfürst ein Recht über Felsen und Wälder, Seen und Bäche hat, die auch mit keinem Merkzeichen bezeichnet sind."

„Das ist gerad', wie man's nimmt", antwortete der Drechsler, die Achseln zuckend. Offenbar wußte er nicht recht, was er darauf sagen sollte. Er hielt es für besser, sich wieder in seine Begeisterung hinein zu reden, und fuhr fort:

„Daß es kein Vergehen ist, darüber bin ich schon lange mit mir selber eins. Aber, der Gescheitere giebt nach, hat der Bauer zum Stier gesagt, wie die Beiden das Raufen versuchten und der Stier keinen Spaß verstehen wollte und der Bauer aus Angst vor dem Stier nicht mehr wußte, wo hin. So muß man's auffassen. Und

wenn ja etwas Unrechtes daran sein sollte, muß man nicht büßen durch Kälte und Gefahr, und nimmt der Wildschütz seinen Hirsch auf dem Hochgebirg so leicht weg, wie ein Dieb den Rock, den er fortträgt? Wie oft haben mir da oben die Zähne geklappert — dann war ich wieder Wochen lang ohne Kreuzer Geld, immer vom Jägervolk gehetzt und gezwungen, bei Nacht meinem Wild nachzugehen, während die bei Tag gehen können, wenn sie überhaupt nicht zu faul sind. Habt ihr jemals gehört, daß sich ein Wildschütze bereichert hat, wie Leute, die gestohlenes Gut an sich brachten? Geht nicht umsonst im ganzen Land die Rede: Wildschützen, Schatzgräber und Bergsüchtige (Goldsucher) kommen nie zu einem ganzen Rock! Und die Leute, die immer draußen im Wald und der Einöde waren, die sollten schlecht sein? Was müßte man denn nachher zu dem sagen, was in der Stadt alle Tage ungestraft geschieht?"

„Wahr ist's," entgegnete der Hauser, „aber ich mein', es wird überhaupt alle Jahre weniger mit den Wildschützen."

„Da hast Recht," erwiderte eifrig der Drechsler. „Das Wildern nimmt immer mehr ab, gerad wie das Rankeln (bäuerischer Ringkampf). Die Leute werden immer langweiliger und selbstsüchtiger. Es giebt keine guten Kameraden mehr, die auf Leben und Tod für einander einstehen, ein Jeder sorgt nur für sich und für den Augenblick. — Ja,

so war's früher nicht! Es haben sich aber auch die Zustände und Verhältnisse seit einigen Jahren zusehends ganz anders gestaltet. Niemand kann sagen, wie es in der nächsten Zukunft stehen wird. Deshalb ist auch der schöne Gemeinsinn, welcher früher die Menschen ermuthigte, zu Grabe getragen. Und den Naturkundigen möcht' ich sehen, der mir das Eigenthumsrecht auf das Wild für den eingebildeten Besitzer nachweist. Wenn wir auf die langsame Entwickelung des Menschengeschlechtes zurückgehen und auf den seit Jahrhunderten bestehenden Zwang des Gesetzes, welcher immer auf das menschliche Vergnügen gelegt wurde, so kann das nur ein Rest von der Gewaltthätigkeit der früheren Ritter sein!"

Der Tisch hatte von des Drechslers Aufregung und von dem vergossenen Wein eine andere Farbe bekommen.

Es bestätigte sich das Sprichwort: „Wo die Heiligenbluter sind, muß der Tisch naß sein!"

Deshalb wurden zur damaligen Zeit in so entlegenen Thälern die Getränke (das Bier ausgenommen, welches damals noch wenig berauschend war) nicht in Gläsern, sondern in unverwüstlichen Zinnkannen auf den Tisch gestellt.

Während der letzten Worte hatte sich auch die Wirthin eingefunden, ein dickes Weib, welches den in der Gegend nahezu unerhörten Ruf genoß, eine Belesene zu

sein, und welche diesem Rufe durch allerlei seltsame Redensarten und durch überspannte Ausdrucksweise Nachdruck zu verleihen trachtete. Den größten Theil des Tages über kostete ihr das gar keine Anstrengung, denn sie holte sich ihre Begeisterung aus einer Quelle, die viel zugänglicher ist und deren Fluth viel rascher wirkt, als das Naß des kastalischen Brunnens.

„Ja, ja," sagte sie, „die nüchterne Prosa hat die Poesie verdrängt."

Dabei führte sie ihrer breiten Nase eine ergiebige Prise Taback zu.

Sie hatte die Gewohnheit, ihren schwarzen, breitkrämpigen Strohhut bei jeder Prise, welche sie in die Nase brachte, um einen halben Zoll vorzurücken. Aus dieser Wahrnehmung hatten sich die Leute im Hause eine Art von Uhr gemacht. Hing zum Beispiel die Quaste, welche ursprünglich am Hute befestigt war, über dem Gesicht, so wußten die Leute, daß es Zeit zum Mittagessen war.

„Mit Erlaub," sagte die belesene Dame, indem sie den Zinnkrug, der vor Anton als dem Schüchternsten stand, ergriff und ihn bis auf den letzten Tropfen austrank.

„Dank schön", sagte sie, mit einem Ruck den Hut und die Quaste abermals vorrückend und einen lüsternen Blick nach dem Kruge Hausers werfend, der nicht mehr ganz im Bereiche ihrer Hand stand.

Um diesen zu erreichen, fuhr sie fort:

„Ihr seid noch nie dagewesen, seid ihr vielleicht gar ein Vetter oder ein Verwandter vom Jägermeister?"

„Wir sind schon lange bekannt", erwiderte der Hauser, „ich bin nit der Vetter vom Jägermeister, sondern der Jägermeister selber."

Während die Wirthin durch die Nebel, welche ihr Gehirn belagerten, hindurch den Sinn dieser Spottrede zu enträthseln versuchte, wurde das Mittagessen angerichtet und die Wirthin nahm Veranlassung, sich zurückzuziehen.

„Ich muß mich von dem vielen Geschäft, was heute Vormittag gegangen ist, ein wenig ausruhen", sagte sie.

Dasselbe thaten der Wirth, der das „Ausruhen" noch viel nöthiger hatte, und mehrere seiner Hausgenossen.

Anton wunderte sich nicht wenig über Alles, was heute rings um ihn vorging — seit langer, langer Zeit hatte er nicht mehr so viele Menschen auf einem Fleck und noch dazu in einer solch kunterbunten Weise sich bewegend gesehen.

Es kam aber ein Zwischenfall, der seine Gedanken nach anderer Richtung lenkte.

Es war mittlerweile die Heiligenbluter Schule geschlossen worden und die Kinder zogen draußen lärmend vorbei, ihren verschiedenen Häusern zu.

Der Drechsler sah seinen Aeltesten vorbeilaufen —

einen prächtigen Jungen mit blonden Haaren und vergißmeinnichtfarbigen Augen. Er rief ihn herein, um ihn mit väterlichem Stolze den Fremden vorzustellen.

„Was willst du denn werden, wenn du groß bist?" fragte der Hauser.

„Ein Jäger, wie der Jägermeister im Dorfe droben", erwiderte der Knabe, indem er dem Fragenden fest in die Augen schaute.

„Kein Wildschütz?" sagte Anton.

„Nein, das ist abscheulich."

„Und warum denn?" fuhr Anton fort.

„Ja, weil das Wildern verboten ist und weil es die Mutter auch nicht haben will."

Die Anwesenden schauten sich unter einander und auch den Knaben verwundert an. Aber keiner sagte ein Wort.

„Ich will dir ein Almenlied singen, Hauser", begann plötzlich der Drechsler, dem es nach dem Verhör des Knaben nicht recht zu Muth war. „Wir sind einmal da beim Wein und müssen uns lustig machen."

„Nu, so sing'", sagte der Hauser, „ich weiß ohnehin, daß du eine schöne Stimme hast."

Der Drechsler glättete sich seine Stimme durch einen tiefen Schluck aus dem Zinnkrug und begann ein Lied, welches einem Fremden sicherlich so vorgekommen wäre,

als enthalte es gar nichts vom Schwunge der Dichtung, die in den Gemüthern der Menschen in den hohen Bergen webt — das aber trotzdem ein damals sehr beliebter Sang war:

„Bin a kreuzlustigs Manndl,
Hab halt alleweil z' wenig Geld —
Möchst moan'*), was g'rad mich so freut auf der Welt,
I denk mir, es währt nur a Zeit!
Bin freili nimmer jung und scho' hübsch in Jahren,
Bin mei' Lebtag bei'n Leuten umag'fahren,
Drum weiß ich schon auch, was a bißl passirt,
Und ich hab' schon das Mehrere probirt!"

Der Hauser klatschte dem schönen Lied so lärmend Beifall, als wenn er mit einem Mal närrisch geworden wäre.

Damit hatte die Lustigkeit ihren Höhepunkt erreicht. Der Hauser forderte Anton zum Aufbruch auf — denn er hatte noch den weiten Weg über das Hochthor vor.

Anton war mit einem Mal schlüssig geworden. Nachdem er nach so langer Zeit wieder einmal unter Menschen gekommen war und der Hauser ihm Arbeit versprochen hatte, wäre es ihm für den Augenblick unmöglich gewesen, wieder in diese oder jene Art von Einsamkeit zurückzukehren. Es graute ihm, allein und ver-

* d. h. du möchtest dich darüber verwundern, „möchtest wunder meinen," eine gebräuchliche Redensart.

lassen herumzugehen. Und hätte ihn der Hauser sogar wieder in seine Höhle zurückgeführt, er hätte sich's gefallen lassen, nachdem er wußte, daß er ganz in der Nähe Leute fand, mit welchen er plaudern konnte.

Eben als sie im Begriffe waren, fortzugehen, erscholl aus dem Nebenzimmer ein fürchterliches Geschrei.

Der Hauser wollte zu Hilfe eilen, als eine betrunkene Kellnerin hereinwankte.

Man fragte sie, was es gebe, und sie antwortete:

„Nichts von Bedeutung. Die beiden Wirthsleute unterhalten sich wieder."

„Das kann unmöglich eine Unterhaltung sein", sagte Anton.

„Nu freilich ist's eine," erwiderte die Kellnerin. „Sie raufen alle Nachmittage so lange, bis sie müd' sind und genug haben. Dann legt sich ein Jedes auf sein Bett und schläft."

Es mußte wohl so sein — denn als der Drechsler vom Hauser und vom Anton Abschied nahm, war keiner der Wirthsleute da, um den Gästen Lebewohl zu sagen.

Eine Viertelstunde später stiegen der Hauser und Anton mit einander durch die Hohlwege, welche steil über Heiligenblut zu den Wiesen hinaufführen, auf denen die erste Tauernkapelle steht.

Neunzehntes Capitel.

Am Zeller See.

Etwa eine Woche nach allen den beschriebenen Vorgängen befanden sich Christian, der Scharler Seppl und der Federhies auf einer bewaldeten Anhöhe über dem Thumersbach, jenem Bache, der von dem durch seine Ringkämpfe (das Rankeln) berühmten Hundsstein in den Zeller See fließt.

Die Jagd über Wald hatte ihnen vorläufig das Waidwerk überhaupt verleidet und die Abenteuer von Mittersill und dem Filsenjoch es auch räthlich gemacht, das obere Pinzgau überhaupt zu räumen.

Sie beehrten deshalb dermalen das mittlere Pinzgau mit ihrer Gegenwart. Da sie aber ohne irgend welche romantische Unternehmung nicht sein konnten, so hatte Christian, an alle Vorgänge anknüpfend, eine Lieferung von Uhren übernommen, welche andere Schwärzer über das Steinerne Meer geschleppt hatten.

Er übernahm dieselben oben auf dem Gebirge, und seine Aufgabe war es nun, dieselben nach Zell am See zu bringen, wo sie bei einem bekannten Hehler untergebracht werden sollten.

Der getreue Federhies und Scharler wollten ihn bei dieser Unternehmung nicht im Stiche lassen und so lagerten sie sich denn hier bei einbrechendem Abend und bei einer Mahlzeit von Speck und Brod, bei welcher die Branntweinflasche nicht fehlte.

Sie warteten die Nacht ab.

Es blieb ihnen nichts Anderes übrig. Denn die Ballen, in welchen die Uhren und andere Werthgegenstände verpackt waren, konnten sie nicht bei Tag über den See bringen. Sie mußten die Nacht zu Hilfe nehmen, die nicht ihr Feind war und welche ihnen überdies durch gewisse Signale, die sie mit einer Frau außerhalb des Marktes Zell verabredet hatten, noch geneigter gemacht wurde.

Der Sonnenblick gegen Westen stand schon beschattet, Steinbach- und Wiesbachhorn glänzten roth; von Thumersbach und Erlberg drang Geläute herauf.

„Das Weib, welches uns die Zeichen giebt", nahm Christian das Wort, „ist jetzt schon ziemlich alt. Ich kenn' sie, so lang ich nur denk' — und jung kann ich mir sie gar nie denken. Früher, wie der Schrattner Wastl, der jetzt in Großarl drinnen ein Bauer ist — aber ein

schlechter Kerl, den kein Mensch hat leiden mögen — mit gethan hat, da war sie schon in Diensten bei unseren Leuten. Aber heute hat es seine eigene Bewandtniß, von der ihr noch nichts wißt. Ich hab' nämlich, bevor wir auf das Gebirg' gegangen sind, erfahren, daß die Alte im Sterben liegt. Aber vorsichtig, wie sie ist, hat sie schon Vorsorge getroffen, daß die Lichter brennen, auch wenn sie während der Zeit sterben sollte. Dann müssen die Lichter von der Leichenwache gerade so gestellt werden, wie es im Leben der Fall war."

„Das muß man ihr lassen, sie denkt an Alles", bemerkte der Scharler.

„Wie ist's denn, wenn etwas nicht richtig ist auf dem See?" fragte der Federhies.

„Dann kommt das Licht und brennt so lang am Fenster, bis einer zwanzig zählt. Nachher verschwindet das Licht, kommt aber einen Augenblick später wieder auf gerade so lange zum Vorschein. Das wiederholt sich in jeder Stunde dreimal hintereinander. Die übrige Zeit brennt das Licht ruhig fort."

„Schlau ausgedacht", sagte der Scharler. „Wollen wir nur hoffen, daß die Alte selber heute Nacht noch am Leben ist."

„Du hast ja vor einer Stunde durch dein Fernglas geschaut und lang in den See hinunter gespäht, was hast du denn da beobachtet, Christa?" fragte der Federhies.

„Es war in ein paar Nachen ein ganzer Schwarm Grenzjäger. Sie sind über den See gerudert und an's Land gestiegen. Wie sie am Land waren, haben sie sich sofort vertheilt und sind den Dirnen nachgestrichen, die auf dem Feld arbeiteten."

Das Gelächter der beiden Zuhörer unterbrach die Erzählung einen Augenblick, dann fuhr Christian fort:

„Ja, die Gewehre haben sie vor dem großen Zaun dort weggeworfen, damit sie leichter steigen konnten, und sind graden Weges auf die Dirnen los, die sich dort herumgetrieben haben, als ob die Dirnen die Schwärzer wären und nicht wir."

„Haben sie Eine erwischt?" unterbrach ihn der Scharler Seppl.

„Gott bewahre. Trotz langer Jagd sind sie keiner nachgekommen."

„Das sind doch rechte Tröpfe", sagte der Scharler. „Wunder ist's keins, wenn sie von funfzig Schwärzern kaum einen Einzigen erwischen."

„Das mag jetzt sein, wie's will", erwiderte Christian, „aber vorgeschaut ist besser, als nachgejammert. Darum will ich jetzt einmal hinuntergehen und nach den drei Wachen schauen, die nach der Verabredung jetzt im Gebüsch dort sein müssen. Eine Stunde nachdem es völlig finster geworden ist, kommt ihr nach, hört ihr?"

Der Scharler Seppl und der Federhies versprachen ihre Pünktlichkeit, und Christian stieg hinab.

Als er nahe an das Ufer des Sees kam, stieß er einen Elsterruf aus, der sofort beantwortet wurde.

In dürrem Reisiggebüsch lagen drei Männer neben ihren Gewehren — drei Menschen, welche aus der Unterstützung der Schmuggler ein regelmäßiges Handwerk machten.

Ehe Christian sich ihnen zeigte, belauschte er erst eine Weile ihr Gespräch, welches in folgender Weise geführt wurde.

Der Erste: „Zum Kukuk, wenn wir nur heut noch ein mal richtig an Ort und Stelle wären! Meinetwegen dürft's wohl zum letzten Mal sein. Mir geht vor, als wenn heut nit Alles so wär', wie's sein sollte.“

Der Zweite: „Recht hast, ich hab' auch verteufelt genug.“

Der Dritte: „Nu, seid ihr aber traurige Mannsbilder! Jetzt könnt ihr ein paar Gulden verdienen und verlaßt euch schon vorher die Kurasch. Traurig genug!“

Der Erste: „Du hast gut reden. Wenn du einmal an die zehn Jahr herum gehst und so viel auszustehen gehabt hast wie wir, nachher denkst du auch anders. Du hast noch nichts probirt, hast noch nie eine Kugel an deinem Ohr vorbei sausen gehört.“

Der Dritte: „Es wundert mich nit wenig, daß ihr mit einem Mal gar so christlich werdet.“

Der Erste: „Das braucht dich gar nit zu wundern. Da, im Arm hab ich einen Schuß und der Fuß kann auch was erzählen von einer Kugel. Teufel, so oft sein Leben wagen müssen! Wenn man älter wird, nimmt's auch ein Mal ein End', denk' ich, und jeder Mensch wird trachten, auf die späteren Jahr ein ruhigeres Platzl zu bekommen. Deswegen rackert man sich ja früher ab. Und, gerad' gesagt, grad von dir glaub' ich nit, daß du so viel' Schneid' zeigst auf die Läng — verstehst du mich? Wenn du richtig so lang gehst, wie wir gegangen sind, nachher bist du der halbe Mensch nimmer, der ich noch bin, das merk' dir!"

Der Zweite: „Ich hab' grad das Nämliche sagen wollen. Muß so ein Maulaff das Maul immer am weitesten aufmachen, so ein Wiedehopf, der das Leben erst kennen lernen muß und doch schon meint, er hat das Evangelienbuch hinuntergeschluckt."

Der Dritte: „Nu, wenn ihr mich schon gar nimmer zum Reden und zum Recht kommen läßt, so laßt mich doch wenigstens Schnaps trinken."

Und damit zog er eine kurze, breitbauchige Flasche aus seiner Joppe hervor und that einen Schluck, indem er den Kopf zurückbeugte, bis er fast wagrecht mit dem Erdboden war.

Der Zweite: „So, und wer soll denn das Ruder führen und aufpassen, wenn du betrunken bist? Am Ende stürzest du uns mit deiner Tapferkeit noch Alle ins Unglück!"

Der Dritte: „Sei du nur zufrieden und fürcht' dich nicht — hab' keine Angst, ich trinke nicht mehr, als ich vertrage."

Der Erste: „Wenn wir nur noch ein wenig Schnaps hätten!"

Als Christian, im Buschwerk versteckt, diese Reden hörte, dachte er, es sei an der Zeit, den sinkenden Muth von Nummer Eins und Zwei, die unter der Einwirkung der Ermüdung und der Furcht vor etwaiger Entdeckung litten, durch eine Gabe zu stärken.

Zu diesem Zwecke schlug er den Weg zu einem einzelnen Gehöfte ein, dessen Besitzer sehr häufig den Schmugglern, die sich auf eine Seefahrt vorbereiteten, Speisen und Branntwein verkaufte.

Der Bauer war deshalb nicht im Mindesten überrascht, als er Christian eintreten sah und dessen Verlangen hörte, ihm eine große Flasche mit Branntwein anzufüllen. Christian konnte er auch die Gefälligkeit um so weniger abschlagen, als der Spekulant in Zell am See, für welchen er die Lieferung zu besorgen hatte, sein eigener Gläubiger war.

Er maß also dem Schwärzer die Flasche voll mit Wachholder. Als er sie ihm übergab, glaubte Christian auf seinen Lippen ein eigenthümliches Lächeln wahrzunehmen.

„Was lachst du, Bauer?" sagte Christian.

„Nu, ich lach' halt, weil du nimmer nüchtern bist,

wenn du das im Leib hast", antwortete dieser. „So viel auf einmal hat noch Keiner bei mir eingekauft."

„Für mich allein ist's nicht, so gescheidt könntest du wohl schon sein", brummte Christian und schlug die Thüre hinter sich zu.

„Wohl bekomm's", erwiderte der Bauer, vor sich hinsprechend, nachdem Christian die Stube verlassen hatte, mit höhnischem Lachen.

Bald darauf war dieser wieder unten am See, wo die drei noch in der nämlichen Weise fortzankten.

Er überlieferte ihnen den Branntwein, forderte sie auf, sich unter einander zu vertragen und fleißig Wache zu halten, insbesondere aber unausgesetzt nach dem See hinaus zu schauen und zu horchen, ob sich kein verdächtiges Geräusch vernehmen lasse.

Als die drei den Branntwein sahen, gelobten sie Berge. Christian, welcher es für geboten erachtete, diese Leute in einer gewissen Entfernung zu halten, setzte sich abseits auf einen Rain und schaute in den See, der immer dunkler und dunkler wurde.

Seine Gedanken waren eben bei den alten Gefährten, dem Scharler und dem Federhies.

Manchmal schaute er auch nach der Richtung aus, in welcher die erwarteten Lichter zu sehen sein mußten. Er

zählte die erleuchteten Fenster in den Häuschen von oben herab, fand aber das Gewünschte nicht.

Plötzlich aber flammte es auf. Ruhig zählte er nach dem Tiktak seiner Uhr bis auf zwanzig; dann verschwand das Licht auf einen Augenblick und kam dann wieder zum Vorschein.

Nachdem sich dieses mehrmals wiederholt hatte, erkannte er das verabredete Zeichen.

Der See schien also für heute sicher zu sein.

Indessen mußte man immer noch einen Theil der Nacht verstreichen lassen, wenn man die theuren Güter nicht gefährden wollte.

Da fiel es Christian ein, sich, um die Zeit zu vertreiben, wieder zu seinen Gefährten hinauf zu begeben und den Rückweg mit diesen gemeinsam zu machen. Er konnte ihnen auch beim Schleppen der Waaren behülflich sein, indem er den Einen und Andern zeitweilig beim Tragen der Päcke ablöste.

Nachdem er die drei Gehülfen noch einmal zur Aufmerksamkeit ermahnt hatte, stieg er wieder bergan und verschwand bald in der dunkeln Nacht.

Zwanzigstes Capitel.

Der Ueberfall.

Etwa eine Stunde später herrschte tiefes Schweigen an der nämlichen Stelle, an welcher vorhin die drei ihren Streit darüber, wer unter ihnen der Muthigste sei, im Branntwein ertränkt hatten.

Die Gewehre lagen noch im dichten Buschwerk. Die Männer aber befanden sich in einer ganz anderen Stellung als vorher. Keiner sah mehr etwas vom Andern. Dagegen befand sich jeder sitzend auf einem dicken Tannenzweig, welchen zwei ihm unbekannte Männer in Uniform an den beiden Enden schleppten.

So weit das aufdämmernde Bewußtsein es zuließ, verspürten sie, daß ihnen die Hände wie die Füße mit Stricken fest zusammen gebunden waren. Keiner wußte, was aus dem andern geworden war, jeder fühlte nur, mehr als er es sah oder überdachte, daß er in die Hände der Grenzjäger gerathen war.

Bleiben wir bei Nummer Eins stehen.

Mit ziemlicher Schnelle fühlte sich derselbe auf seinem Tannenzweig bergabwärts geschleift und plötzlich befand er sich hart am See.

Dort wurden ihm die Füße losgebunden und er aufgefordert, in einen Kahn einzusteigen, welcher hart am Ufer lag.

Trotz der Dunkelheit bemerkte der Schmuggler, daß im Ganzen fünf Kähne am Strande lagen. Zwei derselben erkannte er als diejenigen, die schon vorher dagewesen waren, die nämlichen, in welchen Christian und seine Genossen mit ihrer Hülfe die Waaren fortzuschaffen hatten.

Man bedeutete ihn, in einen Nachen einzusteigen, in welchem sich bereits mehrere Grenzjäger befanden. Diese standen auf, ließen die Hähne an ihren Gewehren knacken, hielten ihm die Läufe gerade vor das Gesicht und drohten ihm, das Gehirn auszublasen, sowie er den ersten Schritt zur Flucht unternehmen würde.

Als die Seeluft über ihn dahin strich, dämmerte dem Mann die Ahnung auf, daß die große Branntweinflasche, welche Christian herabgebracht hatte, in einigem Zusammenhange stehen könne mit den Stricken, welche ihm jetzt die Handgelenke zusammenschnürten.

Es ging immer weiter und weiter in den See hinein, ohne daß der Schmugler, welcher inmitten des Schiffes sitzen mußte, recht erkennen konnte, wohin es ging.

Zunächst erwartete er, ans Ufer gebracht und in das Gefängniß abgeführt zu werden.

Ans Ufer kam der Nachen bald darauf allerdings, aber es schien, als ob sich die Grenzjäger nicht eher zur Ruhe bequemen wollten, bis sie die Waaren auch noch in ihren Besitz bekommen hätten, von denen sie wohl wußten, daß über kurz oder lang der Versuch gemacht werden würde, sie über den See hinüber zu schaffen.

Nachdem das Schiff mit Nummer Eins am westlichen Ufer des Sees angelegt hatte, empfahlen die bewaffneten Männer dem gefesselten Schmuggler, sich unter keiner Bedingung zu rühren.

Es dauerte nicht lange, so hörte er den Ruderschlag eines zweiten Schiffes.

Waren es abermals Grünröcke? Sicherlich, denn sie riefen denjenigen, welche ihn bewachten, zu, daß auch sie ihren Fang hinübergebracht hätten. Nummer Eins merkte nun, daß auch Zwei und Drei sich hatten überrumpeln lassen. O, der Branntwein!

So lange Schmugglerschiffe den Zeller See befuhren, hatten sie keine Niederlage wie diese erlitten. Wuth, Furcht, Kopfweh — diese drei Empfindungen machten den Zustand von Nummer Eins zu einer Hölle.

Die zwei Schiffe legten aneinander an und bald ver-

nahm Nummer Eins nur mehr das Geflüster der Grünröcke, welche über ihre nächsten Pläne berathschlagten.

Das mochte eine ziemliche Weile gedauert haben, als Nummer Eins in dem nebenan liegenden Schiffe plötzlich ein tiefes Schnarchen hörte, dem bald darauf ein zweites ähnliches Geräusch antwortete.

Dieses Signal konnte nur von seinen Mitgefangenen kommen.

Der erste Gedanke von Nummer Eins war, nunmehr die Hände frei zu bekommen.

Doch war das sicherlich ein schwieriges Stück Arbeit.

Ohne Wasser, welches die Stränge nachgiebiger machte, war die Absicht unausführbar.

Es gelang ihm nach vieler Mühe, ohne seinen Wächtern auffällig zu werden, mit den Händen den Boden des Schiffes zu erreichen, in welchem sich einiges Wasser angesammelt hatte.

Er tauchte die Handgelenke hinein und suchte die Stricke mit allen Kräften zu lockern.

Indessen konnte diese Bewegung allein nicht hinreichen und würde ihn zuletzt auch, der auffallenden Stellung wegen, die er hierbei einzunehmen hatte, verrathen haben.

Er verfiel deshalb auf den Gedanken, sich zu stellen, als ob er großen Durst habe, kniete auf den Schiffsboden

nieder und beugte sich soweit darüber hin, daß er das angesammelte Wasser mit dem Mund erreichen konnte.

Die Grünröcke lachten darüber. Es freute sie, daß sie einen der verdammten Schmuggler so weit gebracht hatten, seinen Durst auf diese widerwärtige Weise zu löschen.

Aber während der Schwärzer zu trinken schien, waren es seine Arme, welche unabläßig an der Befreiung der Handgelenke arbeiteten.

Mittlerweile war Christian mit seinen zwei Gefährten schon bepackt zum Seeufer hinabgekommen.

In einiger Entfernung davon legten sie ihre Waaren auf das Gras und der Federhies wurde vorausgeschickt, um nachzuspähen, ob die drei auf ihrem Posten seien.

Bald darauf kam er mit bestürzter Miene zurück, um zu melden, daß er allerdings die Gewehre vorgefunden habe, von den drei Wachen aber keine andere Spur aufzufinden sei. Diese Mittheilung setzte den Christian in das höchste Erstaunen.

„Es ist ja doch um des Himmels willen unmöglich, daß sie uns verrathen haben", sagte er nach einer Weile, indem er sich an den Kopf griff. „Nein, es ist unmöglich. Ich habe ja vorher ihrem Gespräch zugehört."

„Vielleicht sind sie zu dem obern Bauern hinaufgegangen", meinte der Scharler Seppl.

„Nein, nein“, erwiderte der Christian, „ich habe ihnen ja den Branntwein von dort oben herunter gebracht.“

Nach einer längeren Pause fuhr Christian fort:

„Es mag jetzt sein, wie es will, ich kann das Alles nicht glauben. Auf keinen Fall aber können wir da über Nacht bleiben.“

Das Licht drüben am jenseitigen Ufer leuchtete gerade so, wie vorher, mit den nämlichen Unterbrechungen. Der See schien also sicher zu sein.

„Du, Federhies, nimmst jetzt die Gewehre mit Ausnahme des meinigen und hilfst dem Scharler die Päcke in die größere Zille hineinschaffen. Dann steigt ihr aus, nehmt das kleine Schiff und fahrt eine Strecke voraus, langsam und vorsichtig, mit so wenig als möglich Lärm. Ich mit den Waaren folge hinterdrein. Daß ich euch Zwei vorausschicke, das geschieht deshalb, weil Zwei immer mehr sehen als Einer.“

Mit drei Gängen war Alles in die Zille hineingeschafft, nachdem vorher aus einem Rucksack wasserdichte Zeuge hervorgelangt waren, in welche man dieselben einhüllte, damit sie durch etwaige Vorkommnisse auf dem See nicht litten.

Die Expedition war also zum Auslaufen bereit und es fehlte nur noch, daß Christian seinen Gefährten nicht nur die Aufmerksamkeit auf die Seefläche, sondern auch

auf das Licht, welches ihnen zugleich Wegweiser und Warnungszeichen sein sollte, nochmals einschärfte.

Die Beiden versprachen, sich anzustrengen, so viel sie vermöchten, ergriffen die Ruder und trieben in den See hinaus.

In diesem Augenblicke bemerkte Christian, daß das Licht viel längere Zeit verschwunden blieb, als der Zeitraum, über den sie mit einander übereingekommen waren, betragen konnte.

Schon war er im Begriffe, mit Hinblick auf dieses beunruhigende Ereigniß seine Gefährten wieder zurückzurufen. Allein — was sollte er mit den Waaren machen? Zudem flammte in ihm jetzt der Zorn über diese neue Unterbrechung auf und er beschloß, sein Geschäft, es koste was immer, durchzusetzen.

So folgte er also langsam rudernd den Gefährten im vorderen Schiffe.

Auch diese mußten bemerkt haben, daß sich das Licht ungebührlich lange nicht habe sehen lassen. Denn sie blieben plötzlich ruhig auf dem See liegen und schauten sich nach Christian um. Dieser bemerkte, was sie wollten, fuhr rasch heran und gab ihnen ein Zeichen, daß sie trotzdem ihre Fahrt fortsetzen sollten.

Nachdem sie wieder eine Strecke weit gerudert hatten, erschien das Licht abermals. Die Zwischenräume, in welchen

es jetzt verschwand und wieder auftauchte, waren aber so gering, daß sich diejenigen, welche das Licht in Bewegung setzten, offenbar bemühten, auf den Zuschauer den Eindruck hervorzubringen, daß irgend etwas ganz Außergewöhnliches im Werke sei.

Diesmal wurde Christian wirklich erschreckt. Er betrachtete die Waaren vor sich, dachte an den Jammer desjenigen, dem er sie zu überbringen hatte, an seinen eigenen Verlust, an die Gefahr seiner Genossen.

Ehe er einen Entschluß gefaßt hatte, bemerkte er, daß es bereits zu spät war, die Gefährten zu verständigen.

Aus dem Umstande, daß auf der vorderen Zille eine Laterne angezündet wurde, erkannte er, daß diese schon hart am Lande sein mußten. Denn die Laterne diente zur Aufklärung des Ufers, sowohl um eine passende Anlandstelle zu finden, als auch um Leute aufzuspüren, die sich etwa im Schilf, hinter anderen Nachen oder sonstigen am Ufer befindlichen Gegenständen verborgen haben könnten.

Die Zille, in welcher sich der Scharler und der Federhies befanden, fuhr gegen den unteren Landplatz hin und streifte eine Anzahl von Kähnen, welche dort an der sogenannten Uferseite des Marktes aufgestellt waren.

Der Scharler war es, welcher die Laterne handhabte, mit dieser bald hinauf, bald hinunter fuhr zwischen den nahe an einander liegenden Kähnen, als ob er dort sich

einen Landungsplatz aussuchen wollte. In Wirklichkeit aber war es ihm um die Aufsuchung von Grünröcken zu thun, die sich dort etwa versteckt haben konnten, und deren Anwesenheit er sofort dem noch weit in See draußen befindlichen Christian hätte signalisiren können.

Er selbst hatte gar nichts zu fürchten, da sich auf ihrer Zille gar keine Waaren befanden, im Gegentheil, die Laterne konnte etwaige herumschwärmende Grünröcke wie Mücken anlocken und dann war auf einer anderen Seite für Christian die Bahn frei.

Diese Vorsicht trug auch ergiebige Früchte.

Denn nachdem er eine Anzahl von Nachen ohne Erfolg beleuchtet hatte, entdeckte er plötzlich in einem Grünröcke und den Schmuggler Nummer Eins, in dem danebenliegenden abermals Grünröcke und die zwei andern vermißten Gehülfen.

Auch diese erkannten, schon längst durch den Schein der Laterne aufmerksam gemacht, trotz der ungünstigen Stellung, in welcher sie verharrten, sofort die Gefährten.

Als der Scharler bemerkte, daß er sowohl von den Grünröcken als auch von den gefangenen Genossen erkannt worden war, ließ er sofort die Laterne fallen und das Licht verschwand im Wasser. Ringsum herrschte wieder Finsterniß, welche für die Augen der Zuschauenden um so dichter war, als sie die ganze Zeit über in das Licht geblickt hatten.

Das Fallenlassen der Laterne, ein Zeichen, welches sie am Ufer noch mit Christian verabredet hatten, gab diesem Kunde, daß sie auf ihre Feinde gestoßen seien.

Zu allem Ueberfluß aber, obwohl er auch ohne dies nicht mehr daran hätte zweifeln können, erschien nach etwa zehn Minuten der Kahn, der den Scharler und den Federhies trug, in der Nähe des seinigen.

Sie theilten ihm mit, was er schon wußte, daß sie am Ufer Grünröcke gesehen hätten, und auch das, was er noch nicht wußte, nämlich daß sich die vermißten Gefährten gefangen auf deren Schiffen befänden.

Christian wußte im ersten Augenblick nicht, welchen Entschluß er auf diese Meldung hin fassen sollte.

Aber es wurde ihm keine Zeit gelassen, sich zu besinnnen.

Mit einem Mal erschienen auf der Westseite des Sees, da, wo die glatte Fläche etwas von den Sternen erhellt wurde, zwei schwarze Punkte, die sich mit bedeutender Schnelligkeit gegen ihn her bewegten.

„Herrgott", flüsterte Christian seinen Genossen im anderen Boote zu, „wenn die Grünröcke heute nur die richtigen Zillen genommen haben, in denen das drin ist, was ihr wißt! Jetzt ist entweder Alles verloren oder Alles gewonnen!"

„Wenn uns die drei nur nicht verrathen haben, die

jetzt in den Zillen drinsitzen", sagte der Scharler. „Mir ist's fast so vorgekommen."

„Red' nicht so ungeschickt", sagte Christian. „Die sind so wenig Verräther, wie wir selber. Nur nicht verzagt, die Nacht ist noch lang."

„Sie kommen rasch näher", bemerkte der Federhies, dessen Augen die Dunkelheit sicherer durchdrangen.

„Also schnell", flüsterte ihnen Christian zu. „Treiben wir nur nach dem Ufer dort drüben. Es ist sehr finster, und sie werden uns nicht erwischen."

In diesem Augenblicke tauchten einzelne blitzende Punkte auf. Ein starkes Dröhnen hallte von den Bergen zurück. Man hatte auf sie geschossen, und wäre es Tag gewesen, so hätten sie in einiger Entfernung die Kugeln weiße Furchen in das stille Wasser ziehen sehen können.

Das war für Christian und seine Genossen eine wirksame Aufforderung zur Flucht. Ihre Schiffe durchschnitten das Wasser, daß die Wände sich hätten vom Schiffe losbiegen mögen, so hastig und stark wurde an den Rudern gerissen. Nun krachte Schuß auf Schuß. Wohl hörten sie die eine und andere Kugel an ihnen vorüberschwirren, aber keine erreichte ihr Ziel.

Einundzwanzigstes Capitel.

Eine Seeschlacht.

In der Dunkelheit vermochten die Schützen nicht zu zielen, während die Schmuggler aus dem Aufleuchten der Schüsse genau die Stelle wahrnahmen, an welcher sich ihre Verfolger befanden, und durch allerlei Zickzackwendungen diesen die grade Linie stets verrückten.

Diese Jagd hatte etwa eine Viertelstunde gedauert, als aus der Richtung, in welcher bis jetzt die Schüsse zu hören und zu sehen gewesen waren, ein entsetzliches Geheul und Jammergeschrei erscholl.

„Seht", sagte Christian zu den anderen hinüber, welche unmittelbar neben ihm ruderten, „seht, ich habe mich nicht geirrt und es sind keine Verräther. Jetzt handelt sich's um's Aeußerste — also schnell, wie wir können, ihnen zu Hülfe!"

Wohl stutzten der Scharler und der Federhies ein wenig, als ihnen zugemuthet wurde, gegen die zwei Schiffe voll bewaffneter Grenzjäger anzukämpfen. Aber einerseits

der Ton Christian's, welcher keine Widerrede zuließ, andererseits ihr eigenes Streben, die Genossen nicht im Stich zu lassen, halfen ihnen rasch über jede Bedenklichkeit hinweg, welche sie vielleicht trotzdem haben mochten.

Jetzt flogen die Schiffe. Rasch wie ein Vogel die Luft, so durcheilten sie das schweigsame Gewässer, über welches der Nothruf von Menschen durch die Nacht scholl.

In wenigen Augenblicken waren sie zur Stelle.

Da waren sie sehr überrascht, als sie wahrnahmen, daß die Hülferufe gar nicht von ihren Kameraden ausgingen, sondern von den Grenzjägern, die im Wasser herumschwammen und plätscherten und jetzt erbarmungsvoll zu den zwei neu angekommenen Schiffen aufschrieen, man möchte sie nicht elend zu Grund' gehen lassen.

Hier tauchte ein Kopf aus dem Wasser empor, welches an dieser Stelle zu Wellen aufgeregt war, dort trieb ein Tschako herum, hier klammerte sich ein Arm an das Boot, in welchem Christian ruderte.

Wo waren die Gehülfen?

Dort in jenen beiden Nachen, die auch schon bis auf den Rand hinauf mit Wasser angefüllt waren. Auch für sie war eher Grund zum Wehklagen als zum Lachen. Doch hielten sie sich immerhin noch über Wasser.

Christian begann sein Rettungswerk damit, daß er an diese beiden Schiffe hinfuhr und die Drei — denn es waren

in der That die vor einer Stunde noch Gefangenen und Geknebelten — in seine zwei Zillen hinübersteigen ließ.

Laut rauschte das Wasser in den zurückgelassenen Schiffen auf, welche durch das Herausspringen der Männer Stöße erhielten, durch welche sie geräuschvoll abgetrieben wurden.

„Laß sie gehen", sagte Christian, „der See wirft keine Wellen. Sie sind jetzt erleichtert und werden nach Mitternacht vom Winde sicher ans Ufer getrieben werden."

Nunmehr berathschlagten sie, was mit den hülferufenden Grenzjägern anzufangen sei.

Hier waren in der nunmehr wieder vereinigten Gesellschaft zwei einander entgegengesetzte Ansichten. Die vorher gefangen gewesenen Schwärzergehülfen, die mißhandelt, verhöhnt, wie die Kälber gebunden gewesen waren, hatten unter der Nachwirkung ihrer Empfindungen nur für die Rache Sinn.

Sie meinten, man solle die Leute sich selbst aus ihrer Verlegenheit ziehen lassen.

Christian dagegen und die Seinigen wollten von derlei nichts wissen, sondern wollten die Verunglückten retten, wenn sie vorher einen feierlichen Eid geschworen hätten, daß sie am Lande sich in entgegengesetzter Richtung entfernen und vor Ablauf der Nacht keine Versuche machen würden, ihnen nachzugehen oder sie aufzuspüren.

Man fuhr zwischen ihnen herum, ließ sie sich mit den Händen am Rande der Nachen einhängen und hielt ihnen die Ruder hin.

Der Federhies und der Scharler mußten ihnen die Läufe ihrer Gewehre entgegen strecken.

Sodann stellte sich Christian in seiner Zille aufrecht und schrie in das Wasser hinaus:

„Still!"

Sofort verstummten das Wehklagen und die Bitten der Männer.

„Wenn ihr uns bei Unserer lieben Frau und bei eurer Seelen Seeligkeit schwört, daß ihr uns am Ufer lassen laßt und uns vor Tag nimmer nachfragt, so wollen wir euch in die Zille hereinziehen, ihr Grünröcke!"

Da war nur ein Schrei, ein Rufen unter allen diesen Leuten, welche den Tod des Ertrinkens vor Augen hatten.

Nun wurden sie Einer nach dem Andern hineingehoben, und im Schiff ließ man sie den Eid, die Gewehre auf ihre Brust gerichtet, noch einmal nachsprechen. Jeder that es mit lauter Stimme, aus Angst, überhört und noch einmal ins Wasser geworfen oder gar erschossen zu werden.

Nun wurde dem Ufer zugesteuert. Dort liefen die Grünröcke, in Gemäßheit des abgelegten Eides, rasch von dannen, in der Richtung, die man ihnen anzeigte.

Die Schwärzer aber schafften hocherfreut ihre Waaren

nach demjenigen Hause, in welchem der Spekulant, für welchen sie „arbeiteten", dieselben längst mit Angst erwartete — hatte er doch das Gewehrfeuer auf dem See gehört und sich im Geiste schon als zu Grunde gerichteten Mann gesehen.

Ehe die Schwärzer aber noch mit ihren Päcken das schützende Obdach erreicht hatten, blitzte es auf dem See wieder auf und abermals rollte das Krachen von Schüssen über die Wasserfläche.

Sie konnten sich nicht enträthseln, wie das zuging, und beeilten ihre Schritte, so daß sie einige Augenblicke darauf in der That das Gewölbe erreicht hatten und nunmehr außer aller Gefahr waren.

Die Sache verhielt sich folgendermaßen.

Am nämlichen Tage war eine Abtheilung von Grünröcken auf der „Hochstraße" gewesen — so heißt die Straßentheilung, wo sich die Wege nach Oberpinzgau und Pongau an der Straße nach Zill und Saalfelden trennen — und hatte von der Expedition gehört, die heute Nacht gegen die Schwärzer ausgeführt werden sollte. Sofort hatten sie beschlossen, sich daran zu betheiligen und von der Südseite des Sees her den Schwärzern, die von ihren Kameraden im Norden gejagt würden, entgegen zu fahren.

Wenn sie diese Absicht ausgeführt hätten, so wären Christian und die Seinigen verloren gewesen.

Zu deren Glück aber geriethen die durstigen Grünröcke in ein verkommenes, verrufenes Wirthshaus unweit der Straße, in welchem es für sie außer den Getränken noch andere Lockungen gab.

Dort wirthschafteten sie so lange fort, bis Einer von ihnen auf dem See draußen schießen hörte.

Sofort wurden sie wieder etwas nüchtern und erinnerten sich an den Dienst. Sie eilten zum See hinab, stiegen in den Kahn, den sie zwischen dem hohen Schilf und den Weiden, welche hier das Gestade bedecken, verborgen hatten, und ruderten, was nur ihre vereinte Kraft vermochte, in den See hinaus.

Die Entfernung war aber unter allen Umständen zu groß und so kamen sie an der Stelle der erzählten Auftritte erst an, nachdem sie dort weiter nichts mehr thun konnten.

Sie bemerkten auf dem See zwei Schiffe treiben, dunkle Punkte, und meinten, es seien dies die gesuchten Fahrzeuge. Sie gaben Feuer darauf, indem sie hofften, die Nachen, in welchen nach ihrem Dafürhalten die Schmuggler verborgen waren, durch ihre Flintenkugeln anzubohren und in Gefahr zu bringen.

Glücklicher Weise konnten sie an den leeren Schiffen nicht viel Unheil anrichten.

Die Schmuggler aber wurden von dem Manne, der

sie erwartet hatte, nach einer weit außerhalb des Marktes gelegenen Stallung geführt und zwar nicht alle auf einmal, sondern er mit Einem voran, dem die anderen einzeln hinter einander je in Sehweite nachschleichen mußten.

In diesem Stalle war für Essen und Trinken reichlich gesorgt. Es versteht sich von selbst, daß die Sechs diesem wacker zusprachen. Die Bäder, welche sie Alle mit einander genommen hatten, erweckten die Eßlust.

Erst nachdem sie den größten Hunger und Durst gestillt hatten, rückte Christian mit der Kardinalfrage heraus:

„Ja, jetzt sagt uns einmal, ihr drei, was war denn das, daß ihr heute alle drei verschwunden seid?“

Auf diese Frage begannen sie alle drei zu gleicher Zeit zu antworten und der Eine mit diesem Ergebniß, der Andere mit einem andern anzufangen.

Was aus allem dem, was sie hervorbrachten, zu entnehmen war, war Folgendes:

Der Branntwein, den ihnen Christian vom Bauern heruntergebracht hatte, war ohne Zweifel mit irgend einem betäubenden Stoff versetzt gewesen, also anzunehmen, daß diesmal der Bauer im Einverständniß mit den Grünröcken Verrath gesponnen hatte.

Von diesem giftigen Gebräu hatten sie zuviel getrunken und waren in einen Schlaf verfallen, aus welchem sie erst durch die Grenzjäger, welche sie gefangen nahmen, geweckt wurden.

Darauf erzählten sie, was vorgekommen war bis zu dem Augenblicke, in welchem der Scharler Seppl die Laterne, bei deren Licht er die in den Kähnen versteckten Schmuggler und sie selbst entdeckte, ins Wasser fallen gelassen hatte.

Als Nummer Eins das Licht dieser Laterne gewahrte, faßte er neue Hoffnung. Er arbeitete fort und fort, bis es ihm wirklich gelang, die Hände frei zu bekommen.

Es war in diesen Schiffen auf besondere Art eine Vorrichtung angebracht worden, durch welche das in denselben angesammelte Wasser, wenn man sie ein wenig gegen das Gestade hinauf zog, ausfließen, ebenso aber auf dem See selbst eindringen konnte.

Der Schmuggler saß oder lag in der Mitte des Schiffes zwischen zwei Wachen, und etwas weiter gegen das Vordertheil hin befand sich das Zäpfchen.

Der Schmuggler suchte mit den Füßen das Zäpfchen und fand es. Mittlerweile wurden die Nachen in den See hinausgerudert, um die Verfolgung der Schmuggler zu unternehmen, welche sich durch die Anwesenheit der Laterne verrathen hatten.

Bevor er Weiteres unternahm, ließ er durch die Nachahmung des schnarchenden Geräusches denen in der anderen Zille wissen, daß er frei sein und den nächsten geeigneten Augenblick benutzen wolle, um loszuschlagen.

Als sie im See draußen waren, begannen die Grün-

röcke ihr Feuer, durch welches sie die Wände der Nachen, in denen Christian mit den Seinigen saß, zertrümmern wollten. Sie konnten indessen nicht treffen, weil sie auf allzugroße Entfernung schossen.

Unterdessen gelang es dem Schmuggler, das Zäpfchen heraus zu ziehen. Da die Grünröcke fortwährend luden und schossen, überhaupt sich sehr unruhig verhielten, so war das Schiff immer in stark schwankender Bewegung und dadurch drang das Wasser von unten viel rascher ein.

Die andere Zille, in welcher sich die beiden Genossen befanden, war ganz nahe.

Ehe sich's die Grünröcke versahen, waren sie bis an die Kniee im Wasser. Die Ueberraschung und Bestürzung, welche sie bei diesem Anblick überkam, war so groß, daß sie von dem blitzschnell zugreifenden Schmuggler in den See hinausgestoßen und geworfen waren, ehe sie sich von dem Anblick des Wassers im Schiffe erholt hatten. Dasselbe geschah mit der nämlichen Geschwindigkeit in der benachbarten Zille und dann kamen Christian und die Uebrigen auf den Hülferuf der Grünröcke herbei und die Begebenheit verlief, wie es berichtet wurde.

„Wie kommt es denn aber", nahm Christian nach dieser Erzählung das Wort, „daß heute so viele Grenzjäger in Zell waren?"

„Es müssen fremde von den nächsten Stationen herangezogen worden sein", erwiderte Nummer Eins. „Die

Zeller kenne ich zu gut, es sind auch nur sieben oder acht Manndln. Wir sind ganz gewiß verrathen worden. Ich meine, der Kaufmann hat vielleicht irgend Jemandem eine Schuld aufgekündet und der hat es ihm dann aus Rache dafür angethan."

„Und ich bin überzeugt, daß der Bauer drüben beim Thumersbach mit dahinter steckt", sagte Christian. „Denn er hat so heimtückisch gelacht, wie er mir den Schnaps gegeben hat — jetzt erkläre ich mir Alles."

„Wie ist es mit dem Zapfen in der Zillen?" fragte der Federhies. „Das ist ja doch nur ein vermachtes Astloch im Holz?"

„O nein", erwiderte Nummer Eins. „Wir haben schon längst in den größeren Zillen, von denen wir wissen, daß sie von den Grünröcken benutzt werden, das vorbereitet, damit wir ein Fußbad nehmen können, wenn einmal der Fall eintritt."

Alle lachten über die Vorrichtung mit dem Zäpfchen. Unter munteren Gesprächen schwand der Rest der Nacht, und als der Morgen kam, trennten sich die Genossen, nachdem sie die ihnen vom Herrn der Waaren übergebene Entlohnung redlich unter sich getheilt hatten.

Christian und der Federhies gingen wieder nach Rauris, der Scharler Seppl aber in den Hollersbach, um sein Glück nochmals mit Smaragden zu versuchen.

Zweiundzwanzigstes Capitel.

Fortsetzung der Geschichte des Windberg-Hans.

„Ja“, sagte der Windberg-Hans — es war vier Tage nach den erzählten Abenteuern auf dem Zeller See — zu Anton, der sich mit dem Hauser in seiner Hütte einquartiert hatte und auf das Freundlichste von ihm aufgenommen worden war, „der Hauser hat dir erzählt, wie ich flüchtig gegangen und wieder heimgekommen bin, aber er hat dir noch nicht berichtet, wie es zugegangen ist, daß ich auf dieser Hütte da hause.“

„Ich hab's ihm erzählen wollen“, bemerkte der Hauser, „aber es ist gerade der Lärm mit dem Waldbrand dazwischen gekommen, wir sind auseinander gerathen und seither hat es keine Gelegenheit mehr gegeben.“

„Nu, ich will dir's erzählen“, fuhr der Windberg-Hans fort, „damit du nicht meinst, dir allein sei es schlecht gegangen und die Anderen hätten nicht auch ihr Theil auszustehen gehabt.“

Ehe er anfing, stopfte er sich noch eine Pfeife und schob einen dicken Prügel, einen Legföhrenstämm, auf den kaum einen Fuß hohen Herd, auf welchen sie ihre Füße aufstellten.

Als die Flamme wieder stark aufprasselte, begann er folgendermaßen:

„Nach dem, was ich und der Bauer mit einander ausgemacht hatten, begab ich mich also wieder ins Lungau. Ich arbeitete dort drüben, im Zederhauswinkel, den ganzen Winter über. Woche um Woche verging, endlich wurde es wärmer, es kam das Frühjahr. Am Philippitag, den ersten Mai, ging es abermals über den Tauern herüber, denn ich durfte nun nicht mehr länger zögern, mich nach der Unterkunft umzuschauen, die mir der Bauer angeboten hatte.“

„Ja so“, unterbrach ihn hier Anton, „er hatte gesagt, daß er dich auf seine Alm nimmt, und um Urbani (25. Mai) heißt es ja bei den Bauern: „„Z' Urban — hintan (hinauf).““

„So ist's“, erwiderte der Windberg-Hans. „Mir ging damals das Herz auf und ich denk' mir's noch, als wär's heut, wie mir's zu Muth war, als ich von der Tauernhöhe gegen Radstadt dahin schritt! Drüben war noch Alles voll Schnee, es war noch Winter und herüber grünten die Berge und war Vogelsang aller Orten und Enden! Ich war seelenvergnügt, denn ich hielt das schöne Wetter und

das grüne Frühjahr für eine glückliche Vorbedeutung. Doch kam ich nicht ganz ohne Schrecken durch. Auf dem Wege von Radstadt herwärts begegnete mir ein Trupp von eingefangenen jungen Burschen, welche für das Soldatenleben bestimmt waren. Ich wußte nicht, ob ich davonlaufen oder dem Trupp ruhig entgegen sollte, denn, wie du weißt, Leute in unserem Alter, denen die Militairischen auf der Landstraße oder sonstwo begegnen, werden von diesen streng gemustert. Nach einigem Ueberlegen beschloß ich, nicht auszuweichen, um mich nicht von Anfang an verdächtig zu machen. Ich ging deshalb gerade auf den Trupp los. Als ich auf einige Schritte Entfernung herangekommen war, hieß mich der Anführer der Truppe still stehen. „Was soll's sein?" frug ich, indem ich so viel als möglich die Kärntner Mundart nachahmte. „Ach so, du bist ein Kärntner?" sagte der Anführer. „Das wollt' ich meinen", antwortete ich. „Wohin geht die Reise?" sagt er weiter und schaut mich von oben bis unten an. „Oh, Arbeit suchen, hier!" entgegnete ich. „Kannst gehen, marsch!" sagte der Anführer.

„Ich wartete nicht auf ein zweites Kommando und ging rasch meiner Wege. Da hätt' ich schön ins Wasser stechen können, ich als St. Veiter, wenn ich ihnen verdächtig vorgekommen wäre. Es galt auch bei dem Vorkommniß wieder: „Es ist kein Unglück, wo nicht ein Glück dabei ist!"

„Am nämlichen Tage erreichte ich noch Goldeck. Es war das zugleich der Tag, an dem ich sonst alle Jahre auf einem bestimmten Platz mit meinem Schatz zusammengetroffen war. Ihr könnt euch denken, wie an dem Tag das Wiedersehen ausgefallen ist."

Der Hauser lächelte und flüsterte Anton, ohne daß es der Windberg-Hans vernehmen konnte, in die Ohren: „die Kroaten-Anna!"

Dieser machte große Augen, denn auch ihm war schon das Gerede über die Seltsamkeiten dieses Mädchens zu Ohren gekommen. Der Hans aber fuhr fort:

„Wir zwei waren noch die alten und sind es geblieben bis auf den heutigen Tag. Was wir damals einander zu erzählen hatten! Das Erste war, wie sich von selbst versteht, daß sie von mir erfuhr, wie ich nunmehr am Haaseck als Melker bleiben werde und daß ich bestimmt hoffe, dortselbst sicher zu sein. Sie aber erzählte mir, sie wisse es aus ihren Karten und aus anderen Vorbedeutungen — Dinge, welche sie von ihrem Vater erlernt hatte — daß das Kriegsglück des Kaisers Napoleon bald umschlagen werde. Dann, sagte sie, kommt eine Zeit der Ruhe. Die Baiern und ihre Herren, die Franzosen, werden aus dem Land getrieben und dann kann unser heißester Wunsch in Erfüllung gehen. Die Brennnessel*) hatte damals einen seligen Tag

*) Die Geliebte, Zukünftige.

— und wie's erst mir zu Muth war, daß ich jetzt in ihrer Nähe sein und sie oft sehen konnte, das ist nicht zu beschreiben. Vom Haaseck nach Goldeck ist's ja nicht weit — besonders dann nicht, wenn sie mir auf Wegen entgegen geht, die wir miteinander ausgemacht haben."

„Wer ist denn eigentlich deine Brennnessel?" fragte der Hauser den Windberg-Hans, indem er dabei Anton lustig zublinzelte.

„Das werdet ihr erfahren, wann ich sie heirath', vorher nicht", entgegnete der Hans. „Doch laßt mich weiter erzählen. Wie lang wir damals dagesessen haben und einander in die Arme gefallen sind und uns weder um den kalten Nachtwind noch um —"

„Es ist schon gut", sagte der Hauser lachend. „Ich kann mir's schon denken. Erzähl' uns nur, wie's weiter gegangen ist."

„Es ist auch wahr", fuhr der Windberg-Hans fort, „es ist unnöthig, daß ich euch das Weitere beschreibe. Am nächsten Tag also bin ich zum Bauern nach Goldeck-Weng gekommen. Der hatte es gar nicht übel eingerichtet. Schon zu Lichtmeß nämlich hatte er die Sennerin, die sonst immer während des Sommers da heroben war, plötzlich verabschiedet. Sie habe, behauptete er, zu viele Liebschaften und derlei könne er bei seinen Dienstboten nicht dulden.

Das that er aber nur, damit es weniger auffiel, wenn er auf einmal mich auf seine Alm schickte."

„O, das ist ein Feiner!" rief der Hauser. „Du hast mir das schon Alles öfter erzählt, aber jetzt fällt mir dabei auf einmal etwas ein, woran ich bis jetzt nicht mehr gedacht habe. Im März oder April mag's damals gewesen sein, da schimpfte einmal der Bauer furchtbar über die schlechte Aufführung der Sennerinnen und Mägde überhaupt. Es war damals das allgemeine Gerede darüber, was ihm wohl zugestoßen sein konnte, denn etwas Bestimmtes ließ er nicht verlauten. Aber er wetterte über den Tisch hinein und schwur hoch und theuer, daß er niemals wieder eine Sennerin anstellen werde. Fest und unabänderlich habe er es sich vorgenommen, künftighin nur einen Melker auf die Alpenwirthschaft hinauf zu setzen."

„Das hab' ich gar nit gewußt", entgegnete der Windberg-Hans lachend. „Ja, ja, es ist ein Schlauer. Nu, wie also die Zeit zum Auffahren auf die Alm gekommen ist, da hatten wir noch einmal eine Unterredung. Er meinte, daß ich jetzt gut kärntnerisch zu reden verstehe und daß es deshalb nicht nothwendig sei, etwas über mich zu dem Jäger zu sagen, der öfter auf die Alm hinauf kommt. Er dachte sich, je weniger um etwas herumgeredet, desto besser, und wenn der Jäger kommt und mich so kärntnerisch reden hört, dann wird er nicht auf die Ver-

muthung kommen, daß ich ein einheimischer Deserteur sei. Er meinte, je weniger Leute das Geheimniß wissen, desto sicherer bleibt dieses Geheimniß. Und mit wem ich noch eine Unterredung hatte, um Alles auszumachen, wie wir miteinander verkehren und wo wir einander treffen könnten, das könnt ihr euch ohnehin vorstellen."

Der Hauser und Anton schauten einander an und lachten.

„Also, endlich kam der Tag der Auffahrt", fuhr der Windberg-Hans fort, „da wurde Alles, was wir für die erste Zeit brauchten, auf ein Pferd aufgepackt, eine ganze Sam.*) Droben packten wir aus, brachten die Sachen unter, stellten das Vieh ein und fingen in Gottes Namen unsere Alpenzeit an."

„Jetzt kann ich weiter erzählen", unterbrach ihn hier der Hauser. „Schon am ersten Tag ging der Windberg-Hans tagtäglich um sechs Uhr früh auf den Hügel dort drüben hinaus, von wo er irgendwo hinsehen konnte — wohin, das weiß ich nit, aber hinabgeschaut hat er, über das Thal hinüber. War es schönes Wetter, so betrachtete er sich außer einem gewissen Haus auch die ganze Um-

* Sam (soma), woher das neuhochdeutsche Wort „Saumthier", heißt im älteren Deutsch Last. Hier bedeutet es eine solche von 250 Pfund, das Normalgewicht für die Saumrosse über den Tauern in früherer Zeit.

gegend, um nachzusehen, ob nicht irgendwas im Werk sei, ob sich vielleicht der Scharnitz oder sonst Einer auf den Weg gemacht habe. War aber die Witterung grob, so hatte er blos für Eines ein Auge, nämlich für das bekannte Haus, und dann verschwand er wieder hinter dem Berge."

„Du weißt nicht Alles", unterbrach ihn hier der Windberg-Hans. „Ich habe nicht blos wegen meiner auf das Haus geschaut, sondern auch wegen einiger Verwandten, die ich in der Gegend von St. Johann habe und die auch Flüchtlinge sind. Es giebt Jemanden, der mir Zeichen giebt in Goldeck, wenn ein Streifzug oder sonst dergleichen unternommen werden soll. Und wenn ich das Zeichen sehe, so geb' ich denen wieder ein Zeichen und zwar mit Feuer, weil man den Rauch weiter sieht, als irgend etwas Anderes, was ich auslegen könnte. Ich schau' also nit nur für mich, sondern auch für die dort drüben, daß sie in kein Unglück gerathen."

„Ich weiß", sagte Anton, „wie ich noch in Großarl drinnen war, habe ich öfter Feuer über der Klamm gesehen."

„Das sind Feuer gewesen, die ein alter Deserteur drüben für die, die sich hinten gegen Hüttschlag und den See hin aufhalten, angezändet hat, so wie er den Rauch von dem meinigen gesehen hat."

„Ah, jetzt begreif' ich's", erwiderte Anton. „Damals habe ich nie recht gewußt, woher diese Zeichen kommen. So oft der Scharnitz oder sonst Einer mit seiner Streifwache aufbrechen wollte, wußte man es längst vorher durch diese Zeichen."

„Das ist die meiste Zeit von mir ausgegangen", sagte der Windberg-Hans. „Ich weiß es noch wie heut, wie ich halb in Schrecken versetzt war, als ich an der schwarzen Bretterwand die zwei ausgebreiteten weißen Leintücher zum ersten Male erblickte."

Hier deutete der Hauser, ohne daß es Hans wahrnahm, mit dem Daumen spöttisch nach dem Kopf des Erzählers und blinzelte Anton dabei an. Dabei flüsterte er ihm zu:

„Er hat sich verschnappt. Der Kroaten-Anna ihr Haus sieht auf der Seite so aus."

Der Windberg-Hans aber fuhr fort:

„Als ich zum ersten Mal die weißen Tücher sah, über die wir als Zeichen übereingekommen waren, verschwand ich augenblicklich hinter dem Hügel, sammelte einen Haufen dürres Holz und schleppte es mit großer Anstrengung zu einer steilen Wand unter dem Sonnkogel. Ehe ich aber mehr that, mußte ich in der Almhütte mit meiner Arbeit aufräumen. Es ging schon gegen vier Uhr

Nachmittag. Ich trieb die Kühe eiligst ins Tret*), damit ich sie melken konnte, trug die Milch in den Keller und brachte die Geschirre in Ordnung. Nachdem dies Alles geschehen war, sagte ich zum Kuhbuben, daß ich einen sehr nothwendigen Gang zu machen habe und daß er während meiner Abwesenheit die Hütte bewachen müsse. Ich sagte ihm von meinem Vorhaben nichts, denn ich wollte dem junken Lecker noch nicht allzuviel Vertrauen schenken. Jedenfalls mußte ich ihn öfter auf die Probe stellen."

„Es darf Einer dem Andern nicht trauen, wenn man verfolgt wird", sagte der Hauser, der Windberg-Hans aber fuhr fort:

„Ich lief, was ich nur konnte, dem Orte zu, an welchem ich das Holz versteckt hatte. Nach kaum dreiviertel Stunden befand ich mich schon am Fuße des Sonnkogels und hatte dabei noch Zeit, unterwegs einige Aeste aufzusammeln, mit welchen ich den gesammelten Haufen vermehrte. Als ich am Sonnkogel ankam, rastete ich zuerst einige Augenblicke — es war ohnehin noch zu früh, den Holzhaufen in Brand zu stecken. Ich hatte Zeit, mir die schöne Rundsicht zu betrachten, wie die Berge im Abendlicht schön glänzten und der Blick in Wolkensäle drang,

---

*) Tret, ein eingefriedeter Platz, zum Melken bestimmt.

die von lauter Gold waren. Dazu verzehrte ich meine Abendmahlzeit von Brod und Butter und war ganz glücklich darüber, daß ich heute den Gerichtsdienern und Schergen eine große Nase drehen konnte. Endlich kam die Dämmerung, und ich machte mich nun an die Aufrichtung meines Scheiterhaufens. Zuerst suchte ich ein paar große Steinplatten, welche ich zum Schutze des Feuers in spitzem Winkel auf die Erde stellte und mit kleineren Steinen so stützte, daß sie vor dem Umwerfen gesichert waren. Hernach schichtete ich zwischen den Steinen das Holz auf und zwar zu unterst das trockene, oberst auf legte ich grünes, das ich von Latschen abschnitt, damit es einen rechten Rauch gebe und das Feuer länger aushalte. Erst als es völlig Nacht geworden war, steckte ich den Holzhaufen in Brand. Früher hätten sie es ohnehin unten nicht so leicht gesehen und dann wäre es auch nicht nothwendig gewesen, weil sich die Schergen ohnehin nicht leicht vor Mitternacht auf die Jagd begeben."

„O, darüber kann ich auch ein Wort reden", unterbrach ihn hier Anton. „Wie ich noch hinten in Großarl war, sind sie oft genug vor Mitternacht durch's Thal gezogen."

„Das weiß ich nit", erwiderte der Windberg-Hans, „da heraußen soll es, wie ich von einer Person weiß, die's verstehen muß, immer so gehalten worden sein. Darauf

bin ich nach Haus gegangen und seit der Zeit leb' ich soweit ganz still fort. Und du, wenn dir's bei mir gefällt, kannst du leicht dableiben. Arbeit bekommst du, und jetzt fällt es Niemandem mehr ein, bei mir da herinnen nachzusuchen. Aber davon können wir ja morgen reden."

„Ich dank' dir, Hans", entgegnete der Flüchtling. „Aber wie ist es mit dem Jäger, von dem du erzählt hast, dem Scheerenberger Jäger?"

Der Windberg-Hans und der Hauser brachen in ein Gelächter aus, welches kein Ende nehmen wollte. Anton schaute die Beiden verdutzt an, er wußte nicht, was für so gar Dummes er denn mit seiner Frage gesagt haben sollte.

„Ich weiß, was ich thu", sagte der Hauser. „Du Hans hast mir die Geschichte so oft erzählt, wie du den zur Hütte hinausgebracht hast, daß wir gleich Komödie spielen könnten. Gieb Obacht, ich mach den Jäger und du redest und thust, was du damals geredet und gethan hast. Das giebt grad einen Hauptjux!"

„Meinetwegen", erwiderte Hans, indem er abermals Holz auf den Herd legte. „Wir haben ja doch nichts Anderes zu thun."

Der Hauser ging vor die Hütte hinaus.

Dreiundzwanzigstes Capitel.

Eine Komödie auf der Alm.

Nach einigen Augenblicken kam er wieder herein. Er hinkte ein Wenig, hatte das Gewehr über die Schulter gehängt und den Hut vorne über das Gesicht gezogen, wie es die Kretinen und Troddeln zu thun pflegen.

„Ho", rief er, „ist Niemand da? Was soll denn das sein, daß die Hütte leer ist?"

„Oho", rief Hans, die Stimme des Jägers nachahmend, „wer sagt denn, daß die Hütte leer ist? Siehst mich denn nit, und so redet man nit mit die Leut! Du thoreter Gispel du!"

„Ah so, da bist?" sagte der den Jäger spielende Hauser.

Hans: „Wer bist denn du, daß du so mir nichts dir nichts thust in meiner Hütten?"

Der Jäger: „Der Scheerenberger Jager bin ich und was zu essen möcht' ich."

Hans: „Ein Muß will ich dir halt machen."

Der Jäger: „Jetzt seh ich erst recht. Du bist ja ein neuer Melker, bist erst seit heuer da?"

Hans: „Ja, erst seit heuer."

Der Jäger: „Von wo zu Haus?".

Hans: „Aus Kärnten."

Der Jäger: „Von welcher Ortschaft?"

Hans (sich eine Weile besinnend): „Ach, du lieber Gott, das weiß ich nit!"

Der Jäger: „Ach, warum nit gar! Wie kommt denn das? Du wirst doch wohl wissen, wo du getauft worden bist?"

Hans (abermals nach einigem Stillschweigen): „Ja, schau Jäger, das ist halt so. Meine Mutter ist ein armes Weibel gewesen und hat sich im Taglohn mit der Handarbeit ernährt. Das eine Mal war sie da, das andere Mal dort. Jetzt ist die Mutter freilich schon längst gestorben, der Herr schenk' ihr die ewige Ruhe und lasse sein Licht leuchten!"

Der Jäger: „Das ist aber merkwürdig. Einen Taufschein mußt du ja doch haben?"

„Hans: „Den Taufschein hab' ich nit, brauch' ihn auch nit, ich wüßt' nit, zu was. Und so weiß ich freilich nit, wo ich geboren worden bin."

Der Jäger: „Hm, hm, das ist g'spaßig. Aber du mußt doch wissen, wie lang du in Kärnten warst."

Hans: „Dasselbige weiß ich schon, meiner Lebtag halt."

Der Jäger: „Ja, wie alt bist du denn eigentlich?"

Hans thut, als ob er nichts gehört hätte.

Der Jäger: „Wie alt du bist, frag' ich dich."

Hans (langsam): „So zwischen fünfundzwanzig und fünfunddreißig, mein' ich."

Der Jäger, näher zum Kessel tretend, in welchem der Hans sein Muß kocht, und ihm verwundert ins Gesicht blickend:

„Was, du weißt nit einmal dein Alter!?"

Hans (mit dem Löffel langsam in dem Brei herumrührend):

„Ich denk' mir, wenn's zum Sterben ist einmal, nachher wird's wohl gleich sein, ob ich fünf oder zehn Jahr älter oder jünger bin."

Der Jäger: „Es ist aber doch eine Schand', wenn dich Einer fragt, wie alt du bist, und du weißt es nit einmal anzugeben."

Hans: „Wenn's mich nit kümmert und mir einerlei ist, wen geht's denn sonst was an? Das muß ich mir schon ausbitten! Wenn mich ein mal mein Bauer in den Dienst nimmt und nach keiner Aufweisung fragt, wenn er nichts begehrt zuvor, was willst denn nachher du? Wenn's mein Bauer verlangt hätt', hätt' ich mir wohl so einen Ablaßzettel mitgenommen. Oder bist du am End' gar ein Amtsdiener, daß du mich so scharf zitirst?"

Der Jäger: „Nein, ich bin kein Diener — ich hab dir's ja schon gesagt, der Jäger von Scheerenberg bin ich, kennst du mich jetzt einmal?"

Hans: „So, der Scheerenberger Jäger bist du? Ich hab' schon Wunder geglaubt, was da für ein großes Thier heute bei mir einkehrt. Was hast du denn zu thun da heroben auf der Alm, wo kein Stummel Holz und auch kein Wild zu finden ist, du Jäger? Sagst vielleicht, daß du junge Buben ausspionirst? Du komm mir noch einmal herein in die Hütten, du Lump!"

Und Hans packte den Hauser-Jäger am Kragen.

In Wirklichkeit hatte er damals den wahren Jäger vor die Thüre hinausgeschoben und mitten in die Lake hineingeworfen, die vor der Almenhütten Thür sich ausbreitete.

Soweit erstreckte sich freilich die Treue, mit welcher die Posse von damals nachgeahmt wurde, heute nicht.

Darauf nahm der Windberg-Hans (außerhalb der Darstellung) wieder das Wort und sagte:

„Weißt', mir ist halt der erste Verschmach*) lieber gewesen, als der letzte."

„Hat nachher der Jäger nichts mehr gesagt, wie er vor der Thüre draußen war?"

*) Unter Verschmachen = verübeln versteht man, Jemandem von der Leber weg die Wahrheit sagen, um Weiterem vorzubeugen.

„Ja freilich, gedroht hat er mir, er woll' mich ins Unglück bringen", erwiderte der Windberg-Hans. „Ich habe mich aber nicht schrecken lassen, sondern ihm nachgerufen: „„Du anrüchiges Spitzel, du Heuschleifer, laß dich nur noch einmal sehen in der Hütten da! Dir will ich heimleuchten! Seid ihr solche Leut', ihr Salzburger?"" Dazu machte ich noch einen Sprung, als ob ich ihn noch einmal anpacken wollte, aber er zog es vor, das Weite zu suchen. Den Koth, in den ich ihn eintunkte, hat er dann wo anders von seiner Kleidung wegputzen können."

Anton belustigte sich sehr über die Art, in welcher der Windberg-Hans sich des ersten unangenehmen Gastes entledigt hatte.

Nach einiger Zeit fragte er ihn, was er ihm denn zunächst für eine Arbeit geben könne.

„Ich hab' mir Anfangs gedacht", erwiderte Hans, „du könntest als Schoßer oder Geißer*) bei mir bleiben. Aber der Pfarrer denkt und die Köchin lenkt. Es ist heuer im Frühjahr ganz nahe bei meiner Hütte, dort, wo der Wald anfangt, eine Almhütte niedergebrannt. Wahrscheinlich haben solche, die auf den Auerhahnfalz gingen, drinnen ihr Nachtquartier aufgeschlagen, sind unvorsichtig mit dem Feuer umgegangen und dadurch ist der Brand entstanden. Damit nicht das, was noch steht, während

*) Der Gehilfe des Melkers.

des Winters völlig zu Grund geht, muß sie aufgebaut werden, bevor es noch zuschneit. Da arbeitest du daran."

„Und wenn ich damit fertig bin?"

„Nachher kannst Du die Zäune ausbessern. Sie sind größtentheils aus Rasen und Steinen gebaut, wo das Vieh leicht in die Kluft des Baches abstürzen könnte, und nur zum geringsten Theil aus Holz. Wenn das herum ist, magst du in den Wald gehen, der dem Bauern angewiesen ist, und ein Dach machen für die, die darin zu thun haben. Oder du kannst einstweilen, weil es doch schon auf's Abfahren von der Alm zugeht, Brennholz machen für's nächste Jahr — es ist gleich, ob das jetzt oder später gemacht wird, kannst auch Wagen ausflicken und auffrischen, kurzum, an Arbeit wird's dir nicht fehlen."

„Das ist recht," antwortete Anton. „Ich lechze darnach, daß ich Arbeit unter die Hand kriege."

Vierundzwanzigstes Capitel.

Eine Hochzeits-Komödie in Kriml.

Wieder sind zwei Wochen vergangen.

Der Verkehr zwischen dem Hause der Kroaten-Anna und dem jungen Waldner ist viel reger gewesen, als es sich die Einbildungskraft des gefälligen Scharler Seppl hätte vorstellen können.

Briefe auf Briefe gingen von Goldeck nach Kriml und von Kriml nach Goldeck. Nur hätte der Waldner, wenn ihm der ganze Thatbestand bekannt gewesen wäre, nicht die Freude gehabt, welche sie ihm ins Haus brachten. Anna waren sie unterzeichnet, aber sie bezeichneten nicht die Herrin, sondern die Dienerin, eben diejenige, welcher er bei seiner Anwesenheit in Goldeck feurige Erklärungen gewidmet hatte.

Jetzt war die Sache bereits so weit gediehen, daß ein Brautbesuch in Kriml in Aussicht gestellt war. Heute war Samstag, am Sonntag wurde die Herrliche erwartet.

Der Waldner hatte einen Boten nach Hollersbach in

das Haus des Unterstandgebers geschickt, bei welchem der Scharler Seppl öfter zukehrte, um ihm sagen zu lassen, er solle sobald als möglich nach Kriml kommen.

Der gute Waldner wollte den Scharler trefflich bewirthen und ihm zur Feier dieses Tages ein Geschenk geben.

Diese Botschaft ereilte den Scharler rechtzeitig. Er hatte auf seinen Gängen nach Smaragden schlechte Geschäfte gemacht und es schien nicht, als ob ihm das Glück jemals wieder so lächeln würde, wie damals, als er nahe am Gletscher die Menge von schönen Steinen gefunden und sein Genosse Christian den wunderbaren Schuß gemacht hatte. Es war das eben einer jener Glückstage gewesen, deren es ungemein wenige giebt.

Unter diesen Umständen war es ihm sehr angenehm, nach Kriml berufen zu werden.

Er schlug sofort die wohlbekannte Straße ein und bekam am Sonntage, eben als es zur Vesper läutete, die großen Vogelbeerbäume von Kriml zu Gesicht.

Als er sich dem Wirthshaus näherte, bemerkte er eine Ansammlung von Frauen und Mädchen, die sich gegen die Thüren drängten und gegen die Fenster schauten.

Die Anwesenheit dieser Neugierigen lehrte ihn, daß die Kroaten-Anna bereits angekommen sein müsse.

Die Bemerkungen, welche er von ihnen hörte, waren, wie in solchen Fällen gewöhnlich, für die Fremde nicht

günstig. Die Eine fand sie zu groß, die Andere zu klein, der Einen gefielen ihre Augen, der Anderen ihre Haare nicht. Das Hauptverbrechen aber, dessen sich der Ankömmling schuldig gemacht hatte, blieb unausgesprochen. Dies bestand darin, daß das Mädchen, welches der Wirth heirathen wollte, nicht aus dem Dorfe gebürtig war und einen der wenigen leidlich Wohlhabenden anderen Jungfrauen vor der Nase wegschnappte.

Der Scharler Seppl verfügte sich sofort in die „schöne" Stube.

Dort ging ihm der Wirth mit ausgespreizten Armen entgegen und ein Frauenzimmer erhob sich zu leichtem Gruß, dabei tief erröthend, so weit es die breite Krempe ihres hohen, schwarzen Strohhutes erkennen ließ. Daneben saß ein breitstämmiger Mensch mit Ohrenringen.

„Da hast du sie, jetzt ist die Sache fertig, sie ist meine Braut!" rief der Waldner und schlug in seine fleischigen Hände, daß es patschte.

Der Scharler Seppl schaute bald den Waldner, bald das Frauenzimmer verwundert an und konnte kein Wort der Erwiderung finden.

Der Waldner merkte in seinem Entzücken davon nichts, sondern fuhr fort:

„Und das ist der Herr Vetter, der meine Brennnessel hierher begleitet hat."

Gab es irgend eine Bemerkung, welche dem Scharler Seppl von seiner Verblüffung helfen konnte, so war es diese am allerwenigsten. Denn in dem Vetter sah er, welcher alle Goldecker kannte, einen ihm gänzlich fremden Menschen vor sich.

Das Frauenzimmer hielt ein Sacktuch vor das Gesicht, welches so blutroth war, wie die Nelke, welche sie sich hinter das Ohr gesteckt hatte, und der „Vetter" schaute den etwas abgerissenen „Freund" des Bräutigams, auf dessen Gesicht die letzten Abenteuer mancherlei Spuren zurückgelassen hatten, verwundert an.

Als der Waldner endlich dieses wechselseitige Staunen gewahr wurde, schob er es auf die Ueberraschung, welche dem Scharler der so rasche Ausgang seiner Angelegenheit, den Uebrigen aber Scharlers Erscheinung selbst, die allerdings zu ihrem festlichen Aussehen in starkem Gegensatze stand, einflößen mußte.

Indessen, was wollte der Wildschütze machen? Er rückte seinen Stuhl zum Tisch, knüpfte ein oberflächliches Gespräch über die zurückgelegte Reise an und griff zu den Haufen von Vorräthen, unter welchen der Tisch seufzte, indem er als kluger Mann der Zukunft vorbehielt, was in der Gegenwart sein Scharfsinn nicht zu durchdringen vermochte.

Doch konnte er es seinem Blick nicht versagen, manch=

mal zu dem jungen Frauenzimmer hinüber zu dringen, an dessen Hand der nämliche Smaragdring funkelte, den er in das Haus der Kroaten-Anna getragen hatte.

„Nit unfein da heroben in der Kriml", sagte er zwischen einem Bissen und dem anderen, indem er sich ein großes Glas voll Wein schenkte. Hat die Jungfer Braut schon von den Lärmkanonen und den Pfeilwellen in der Kriml gehört?"

„Du fragst aber meine Braut Sachen!" rief der Waldner.

„Ich seh's ihr an", sagte der Scharler Seppl, daß sie von den Merkwürdigkeiten noch nicht viel gehört oder gesehen hat. Darum erklär' ich's ihr. Die Lärmkanone wird losgelassen, wenn der Südwind oben über das Kees hingeht, daß die Ache auf einmal unsinnig anschwillt. Dann ist die Warnung durch den Kanonenschall, daß die weiter unten sich vorsehen sollen. Und die Pfeilwellen schießen über den Wasserfall herunter, wenn das Hochwasser kommt, daß der Schaum vor dem Wasser vorausfliegt."

Das Frauenzimmer antwortete nicht, der Wirth aber sagte:

„Das war jetzt schon das allernothwendigste, was sie hat wissen müssen."

Und zu dem Mädchen gewendet, fuhr er fort:

„Du mußt's ihm nachsehen, er ist ein so spaßiger Bursch'. Aber ihr schaut euch ja an, als kenntet ihr einan-

der gar nicht, und doch ist es ja gerad' der Scharler, dem ich den Kuppelpelz schuldig bin. Ihr habt doch gewiß mit einander geredet, wie er dir den Ring gebracht hat?"

Der Scharler wollte etwas sagen, aber das Mädchen fiel ihm in's Wort:

„Wohl, wohl, wir kennen einander schon. Ich hab' mich nur die ganze Zeit über gewundert, daß der Scharler jetzt auch einmal da heroben in der Kriml ist, wo ich immer geglaubt hab', er hält sich in Rauris und in Gastein auf."

Ich hab' von Eurem Besuch gehört", antwortete der Scharler, „und hab' mir gedacht, da muß ich dabei sein, daß ich's grad' sag'. Und mich reut's nit, daß ich gekommen bin. Wie geht's daheim, der Bäuerin?"

„Gut geht's ihr", erwiderte das Mädchen. „Und —"

„Was für eine Bäuerin meinst du?" fragte der Wirth erstaunt.

Der Scharler Seppl ließ seine Augen nochmals von der einen Person zur andern schweifen, fuhr sich mit der Hand darüber, wie um den Blick zu schärfen, und wollte eben antworten, als sich das Mädchen abermals ins Gespräch vorschob.

„Er meint halt die Bäuerin, die damals bei mir war, wie er den Ring gebracht hat. Es war, glaub' ich, dem Zaderer Paul die seinige, weißt du, die von dem Kärntner, der vor zehn Jahren von drüben desertirt ist und sich in

Goldeck angeheirathet hat. Der Pauli, nu, das ist auch Einer! Von dem glaub' ich's gern, daß es dem nit taugt hat bei den Soldaten! Der thut noch nit gut, hat eine so schöne junge Frau und ist ihm doch keine schlecht genug. Da kommt halt das arme Weibel manchmal zu mir herüber und lamentirt und klagt und weint mir vor, daß Einen derbarmen möcht'."

Der Scharler Seppl erkannte aus der so begierig aufgegriffenen Abschweifung nach einem ihm sehr wenig bekannten Menschen, daß das Mädchen das Gespräch von dem Gegenstand abbringen wollte, auf welchen er anspielte. Er wollte sie deshalb nicht weiter in die Enge treiben, aber er konnte es sich nicht versagen, sie noch ein wenig zu necken.

„Die Bäuerin", sagte er, „hat aber damals ganz lustig darein geschaut. Von Heulen oder Jammern hab' ich weiter nichts gesehen."

Diese Bemerkung begleitete er mit einem Lächeln, welches dem jungen Frauenzimmer wohl auffiel.

„Der Herr Scharler ist halt damals selbst so viel lustig aufgelegt gewesen, da hat er keine Zeit gehabt, nachzusehen, wie andere ausschauen", sagte sie mit spitziger Betonung.

„O, da kann die Jungfer ruhig sein — ich weiß recht gut, wie die Bäuerin ausschaut", erwiderte der Scharler.

„Laßt jetzt die Bäuerin in Ruhe", mahnte der

Waldner. „Es ist ja gleich, ob sie so oder so ausschaut. Trinkt, ist gescheidter!"

Der Scharler Seppl, welcher einsah, daß es hier vorläufig nicht gerathen sei, an dem nämlichen Leder weiter zu kauen, fügte sich der Aufforderung und gerieth auf ein lustigeres Thema.

„Und wann soll denn schon die Hochzeit sein, wenn das Fragen erlaubt ist?" sagte er zu dem Mädchen.

Dieses schwieg, der Waldner aber antwortete:

„Sowie die Schriftlichkeiten und was dazu gehört, Alles im Reinen ist — ich denk' mir, in vierzehn Tagen längstens."

„Herr Gott!", rief der Scharler Seppl, „mich fräße die Ungeduld ganz und gar auf, wenn ich so lange warten müßt'!"

„Daß nachher der Scharler noch nicht an's Heirathen denkt", sagte das Mädchen lachend.

„Ich wüßt' mir wohl eine", erwiderte dieser. „Mit der Liebe wär's überhaupt bei mir nit schlecht beschlagen, aber mit der Gegenlieb', da schaut's windig aus."

„Das ist ja völlig nit möglich", sagte das Mädchen. „So ein feiner Mann, so ein guter Schütz —!"

„Es ist allerhand möglich, Mädel", sagte der Scharler. „Es kriegt gar oft Einer die nit, die er möcht'."

Abermaliges Erröthen und Lächeln des Scharler.

„Wenn unser Einer so abgedreht wäre, wie die Frauenzimmer, nachher möcht's freilich wohl sein, daß er seine Sach' leichter durchsetzte."

„Oho", rief der Vetter, „da sagt ja der Scharler etwas, das käm' raus, als reißeten wir uns ums Heirathen und nit Andere. Wir sind daher bestellt worden, wir haben nit den Wirth bestellt."

„Streitet nit, Herr Vetter! Ich will Euch eine Geschichte erzählen, aus der sich jeder seinen Theil entnehmen kann und du auch, Waldner", erwiderte der Scharler.

„Nu, da bin ich einmal begierig, was da kommen soll", bemerkte der Wirth. „Zeit wär's, daß ein anderer Diskurs käm', statt dem talketen Gered da."

„Wirst es gleich hören. Zu der Zeit, wo ich noch öfter nach Hopfgarten in Tirol hinübergekommen bin, war dort ein Wirth, der sagt ein- über das andere Mal zu seinem Buben: „„Schau, daß du einmal heirathest, es wäre nimmer zu früh."" „„Meinetwegen"", sagt der Bub', „„wenns schon einmal nimmer anders geht, so heirath' ich halt. Aber ich kenn' keine. Sag' mir nur wen, mir ist alles Eins, du sparst mir nur die Müh'."" „„Gut"", sagt der Vater, ich bin neulich im Oberinnthal gewesen auf dem Kitzfellhandel und zu Brennbühel beim oberen Wirth eingekehrt. Die Wirthin ist eine bildsaubere junge Wittwe, was nur sauber heißt. Schau, die gefiel

mir. Ich geb' dir das Geld, reis' einmal hinauf, mach' dich zu und schau, daß sie dich nimmt — das würde das richtige Weib für dich!"" Der Bub' laßt sich das nit zwei Mal sagen, zieht seine besten Kleider an und macht sich auf die Reis'. Zwei Tage später ist er in Brennbühel. Es war ein Sonntag, er kommt in die Wirthsstube, da fragt ihn ein bildsauberes Frauenzimmer, was er schafft und so weiter. Weil alle Leute in der Kirche waren, so befanden sich die beiden allein in der Gaststube. Da saßen sie beim Wein, thaten einander fleißig Zuspruch und kamen allmählich, immer wärmer werdend, auf den Gegenstand von Liebe und Heirathen. Ehe eine Stunde herum war, hatte das Frauenzimmer von dem jungen Wirthssohn ein Heirathsversprechen und einen Ring, den er zu diesem Zwecke mitgebracht hatte. Sie machten mit einander aus, daß sie zwei Wochen später nach Hopfgarten kommen und ihn in seinem väterlichen Anwesen besuchen sollte. Darauf küßten sie sich und der junge Bursch' ging fort, bevor die Leute aus der Kirche heimkamen und sie störten."

Als der Scharler bei diesem Punkte seiner Erzählung angekommen war, erhob sich des Waldners schöner Gast, nahm ein Tuch vor das Gesicht und eilte der Thüre zu.

„Was soll's denn, Anna?" rief der Waldner erschrocken.

Auch der Vetter erhob sich. Er wußte so wenig, als der Wirth, was dieses zur Thüre Hinstürzen bedeuten sollte."

Beide gingen hinaus und stellten sie auf dem Gange zur Rede.

„Laßt mich, es geht vorüber", antwortete sie. Und als die Beiden drängten, sagte sie, sie werde nicht eher wieder hineingehen, als bis der Waldner und der Vetter sie für einige Augenblicke allein gelassen hätten.

Uebel oder wohl mußten sie nachgeben und so traten sie nach einer Weile wieder in die Stube.

„Es wird nichts sein", sagte der Vetter. „Sie wird den Augenblick wieder zurückkommen."

„Sie hat mir jetzt völlig einen Schrecken eingejagt", sagte der Waldner, indem er sich durch das Leeren eines Weinglases stärkte.

„Laßt euch wenigstens meine Geschichte vollends auserzählen", sagte der Scharler, „bevor sie wieder hereinkommt. Also, wo sind wir stehen geblieben? Richtig beim Heirathsversprechen. Also der Bursch geht wieder heim und sagt zu seinem Vater ganz vergnügt, daß Alles in Ordnung ist. Der Alte ist auch froh und so warten sie denn mit Spannung auf den Tag, an dem die Braut ihren Besuch machen soll, um sich das Anwesen von ihrem Zukünftigen anzuschauen. Richtig, an dem bezeichneten Tag kommen sie daher, nämlich die Braut und eine Begleiterin.

Der Bursch steht schon lange am Fenster, und wie er sie sieht, springt er hinaus und führt seine Braut an der Hand herein vor seinen Vater. „„Was soll das?"" sagte dieser. „„Das ist meine Braut"", entgegnete der Sohn. „„Ja, du Teufelsbub, das ist ja nit die rechte"", erwidert der Vater. „„Die da, die daneben steht, das ist ja die Wirthin"". „„So, das ist die Wirthin"", antwortet der Bub', „„die ist freilich auch sauber. Da hab' ich mich halt geirrt. Aber die gefällt mir, und weil ich's gesagt hab', so soll's dabei bleiben"". Nu könnt ihr euch vorstellen. Aber es ist Alles auf die Letzt' gut hinausgegangen, nicht nur an demselbigen Tage, sondern auch überhaupt, und der Wirthssohn hat es nie zu bereuen gehabt, daß er die Eine für die Andere, die Kellnerin für die Wirthin genommen hat."

„Eine schöne Geschichte", sagte der Vetter.

„Wo muß denn meine Braut so lang sein?" fragte der Waldner. „Ich muß doch einmal schauen, was ihr zugestoßen ist."

„Laßt sie", sagte der Vetter. „Die Weiber haben oft solche Dinge, bei denen man sie nicht stören muß."

Während dieser Zeit stand des Waldners Braut schreckenbleich draußen am Brunnen, von den Neugierigen umringt, und wagte weder auf noch um sich zu sehen.

„Nu, Waldner, was hättest du an der Stelle von dem

Burschen gethan, wenn du dich so in der Person geirrt hättest?" unterbrach der Scharler das Stillschweigen, während welchem Jeder mit seinen Gedanken beschäftigt gewesen war.

„Da kann man doch nicht sagen, er hat sich in der Person geirrt", erwiderte der Waldner. „Die, die ihm gefallen hat, hat er geheirathet, die Sache ist so einfach wie Zwetschgenbrühe."

„Also du hättest die Geschichte grade so aufgenommen, wie der in Hopfgarten?" forschte der Scharler.

„Nu freilich, sag' ich dir. Da ist noch viel zu fragen! Aber wo bleibt sie denn?"

„Wart' nur", sagte der Scharler, indem er den Wirth von der Thür wegschob. „Sie wird gleich herinnen sein."

Der Wirth und der Vetter schauten sich verwundert an.

„Was nur der Teufelskerl heut wieder hat mit seinen Geschichten", sagte endlich der Wirth. „Es ist doch ein arger Plauscher. Doch, es leidet mich nimmer, ich muß selber hinaussehen."

In dem Augenblicke, in welchem er die Klinke der Thüre ergriff, ging diese auf und der Scharler trat über die Schwelle, den schönen Gast an der Hand hinter sich herziehend.

„Da hast du sie", sagte der Scharler. „Jetzt, Waldner, mach' dein Wort wahr!"

Der Waldner riß die Augen weit auf und antwortete nicht.

„Da," fuhr der Scharler fort, „sei froh, daß du um die grillenhafte Kroaten-Anna gekommen bist. Die da — in deren Adern fließt kein slowakisches Blut — sie ist eine Selbstgezügelte, eine Unserige. Schau sie an und sei froh über dein Schicksal!"

„Du bist die Kroaten-Anna nicht?" sagte der Waldner, indem er wie von einem Schlaf auffuhr.

„Wer hat denn gesagt, daß meine Bas die Kroaten-Anna sei?" rief der Vetter fast zornig.

Dem Scharler fiel es zu, alle diese Mißverständnisse aufzuklären.

Der Waldner machte seinem Worte keine Unehre. Das Mädchen, welches sich weinend an seinen Hals geworfen hatte, wandte ihre freudestrahlenden Augen bald seinem Gesicht zu. Am meisten erstaunt war der Vetter, der von der Vorschiebung einer Andern nichts gewußt hatte.

Und der Tag endete in Lust und Freude.

Fünfundzwanzigstes Capitel.

Schluß.

Seit diesem und den kurz vorhergegangenen Auftritten sind nahezu vier Jahre verflossen.

Mächtig ist die Veränderung, die in den Schicksalen der Völker seither eingetreten ist, mächtig im Wassertropfen dieser kleinen Welt die Umgestaltung.

Die vier dazwischen liegenden Winter hatte Anton stets in Kärnten drüben zugebracht, wo er in den Eisenhütten fleißig arbeitete. Im Sommer kam er zu seinem treuen Freunde, dem Windberg-Hans, der ihn durch sein Wohlwollen und durch die Belehrungen, die er ihm gab, zu einem neuen Menschen machte.

In seine Höhle ging er nicht mehr zurück. Sie war ihm, seit er die Arbeit kennen gelernt hatte, widerwärtig geworden. Auch hatte er einen solchen Schlupfwinkel nicht mehr nothwendig. In den sauberen Kleidern, die er sich drüben von seinem Winterverdienst anschafft und mit

herüberbringt, wittert Niemand einen Flüchtling, den man sich als abgerissen, mager, entstellt, abgehärmt vorstellt. Es trieben sich solche auf dem Gebirge, in der Nähe der Gletscher herum, denen es nicht so gut ergangen war, wie Anton durch die Gefälligkeit seines Beschützers. Halb in Thierfelle gekleidet, halb nackt, mit langem Kopf- und Barthaar, aus welchem man nur die Nase hervortreten sah, so schlichen sie menschenscheu herum und Alles das war ihnen immer noch lieber als die Kaserne und der Korporalstock.

Wir sind nunmehr in den wonnigen Junitagen 1816. Alles lag in schweigsamer Pracht. Die weißen Ferner glänzten und ein lauer Wind wehte das Summen der Salzach herauf.

Der Windberg-Hans und Anton rasteten eben eine Weile von ihrer Arbeit und gingen zum Bühel, um nach dem bekannten Häuschen von Goldeck hinüberzuschauen.

Beide trauten ihren Augen nicht.

Die ganze vordere dunkle Seite desselben war heute weiß behangen — ein Signal, welches in den langen Jahren noch niemals gegeben worden war.

„Was ist denn das?" sagte der Windberg-Hans. „Da schau nur einmal hin, die haben das Haus ja ganz mit Leinwand verhängt, ist ja ganz eingewickelt in weißen Tüchern?"

„Es sieht aus, als ob sie alle Wäsche von ganz Goldeck daran ausgehängt hätten", erwiderte Anton

„Von Wäsche aushängen ist keine Rede", sagte der Windberg-Hans. „Auf dieser Seite wird niemals Wäsche ausgehängt, um mich nicht irre zu führen. Diese weißen Tücher können nur meinetwegen da hängen, es muß dies eine besondere Bedeutung haben."

„Wir können's ja erwarten", erwiderte Anton. „Es ist so ein wunderschöner Morgen, bleiben wir da und freuen uns der Aussicht. Vielleicht kommen bald noch andere Zeichen."

Diesem Vorschlag pflichtete der Windberg-Hans obwohl nur ungern, bei. Er wäre am liebsten sofort, hinübergegangen und hätte, sich immer so viel als möglich versteckend, nachgeschaut, was diese außerordentlichen Zeichen bedeuteten.

Endlich — es war gegen acht Uhr — als die Leute über den grünen Plan und von den Waldwegen, deren Wipfel sich in dem schwarzen See spiegeln, gegen die Kirche zuschritten erdröhnten Böllerschüsse, weithin den Wiederhall herausfordernd.

Sodann erscholl mächtiges Glockengeläute und eine Musikbande zog um den See herum, von welcher die beiden erstaunten Zuschauer unter dem Haaseck herüber ganz deutlich die große Trommel hörten.

„Es ist zwar heute Sonntag," sagte der Windberg-

Hans, „aber deswegen braucht es doch keinen solchen Singsang!"

„Am Ende spielen sie heute Komödie da drüben", meinte Anton.

Sie schauten immerwährend hinüber und zerbrachen sich den Kopf, was da vorgehe, als der Windberg-Hans einen Knaben bemerkte, welcher durch das Alpenrosen-Gestrüpp eilends auf sie zukam.

Als sich der Bube auf Hörweite genähert hatte, rief er ihm zu, ob Einer von ihnen Hans heiße.

„Ja, und was ist's?"

„Meine Bäuerin, die Kroaten-Anna, läßt dich schön grüßen, du sollst bald nach Goldeck hinabkommen. Die Deserteure sind jetzt sicher, denn wir sind kaiserlich geworden und du kannst heirathen, sobald du willst, läßt dir die Bäuerin sagen!"

Der Schilderung dieser Szene braucht nur Weniges beigefügt zu werden. Es versteht sich, daß der Windberg-Hans, der selbst ein wenig Zigeunerblut in seinen Adern hatte, und die schöne Kroatentochter, die von ihrem Vater einen andern Sinn als die kalte Empfindungsweise der Ansiedler in den Hohen Tauern ererbt hatte, ein glückliches Paar wurden.

Der Herr Pfleger wanderte, da der bairische Löwe dem habsburgischen Doppeladler Platz machte, mit seinen

griechischen und römischen Dichtern aus und fand in den gesegneten Gefilden Baierns irgendwo einen ruhigen Landrichterposten, auf welchem er die Obsorge, die Bauern zu schinden und zu prügeln, seinem „Assessor" überließ.

Der Mittersiller Waldner freute sich, daß sein Sohn die Kroaten-Anna doch nicht gekriegt hatte.

Anton wurde mit Jubel von seinen alten Eltern empfangen und heirathete bald darauf ein weniger romantisches, aber mindestens eben so gutes Weib, als es die Kroaten-Anna war.

Dem Scharler Seppl und dem Federhies gelang es, bei einem Grafen Jäger- und Waldhüterstellen zu bekommen, in welchen Posten sie den Wilderern mit mehr Erfolg auflauerten, als es die Jäger ihrer Zeit ihnen gegenüber gethan.

Christian wurde durch Hausers Vermittelung mit jenem Drechsler bei Heiligenblut bekannt und lebt in dessen Hause als fleißiger Gehülfe bei seiner Arbeit. Für die Abenteuer war er allmählich zu alt geworden — aber des Abends wurde, wenn die Frau nicht zuhorchte, niemals etwas Anderes gesprochen, als von Jagd und Fährlichkeiten auf hohen Jöchern.

Der Knappe ist gänzlich verschollen. Vermuthlich verlegte er sein Handwerk in ein anderes Thal, wo ihm

der Kredit noch blühte, der ihm in der Rauris allmählich entschwand.

Vom Hauser ist leider zu berichten, daß ein Skelett, welches man im nächsten Jahre auf dem Steinernen Meere mit einem Bündel bepackt fand, von mehreren Leuten an Kleidungsstücken und Ausrüstung als das seinige bezeichnet wurde. Offenbar war er als Schwärzer von einem Schneesturm überfallen worden, aus dem er in jener furchtbaren Wüstenei keinen Ausweg mehr fand.

Viele sind seitdem dem Beispiel des alten Schmiedes und des Scharler Seppl gefolgt und suchen im Habachthal Smaragden. Aber sie sind dabei nicht reicher geworden, als die Entdecker selbst.

Was endlich die verschiedenen alten Weiber betrifft, die in dieser Geschichte auftreten, so spricht alle Wahrscheinlichkeit dafür, daß sie sich den Hexen beigesellt haben, welche mitunter von den Gletschern Eisstücke loshacken, um diese später als Hagel über die Menschheit und ihre Gefilde auszustreuen.

Ende.

Druck: W. Elsner, Berlin, Wilhelmstraße 32.

Sch